

# Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 9.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;  
vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 4. Mai 1890.

Große Ausgabe mit allen Kupfern  
vierteljährlich 4 1/2 M.

XVII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Nelly und Puffy.

Eine Schloß- und Stallgeschichte  
von Helene von Gohendorff-Grabowski.

Man konnte sie sehr oft mit einander sehen, denn sie brachten den größten Theil des Tages in Gemeinschaft zu. Puffy, das Kästchen, hatte nicht Vater noch Mutter, wenigstens kannte sie weder den einen noch die andere, und das war gerade so gut, oder gerade so schlimm für das Katzenkind. Nun, Herr Graurock, der Esel, suchte ihr nach Möglichkeit beide zu ersetzen. Er war ein stattlicher Junggeselle, — gutmüthig genug, um sich durch Klein-Puffy's Verlassenheit rühren, und jung genug, um an ihrer Munterkeit und Drolligkeit Gefallen zu finden. Sein Leben war bis dahin ein wenig monoton gewesen; nun kam Frische und Frohsinn hinein, wenn auch gleichzeitig etwas Unruhe und Sorge. Puffy war nicht von der süßamen Sorte; sie wollte keine Autorität über sich anerkennen, sondern thun und lassen, was ihr eben einfiel, ohne Rücksicht auf den Herrn „Vormund“. Meister Graurock mußte oft schelten; das klang aber leider eher kläglich als kräftig und imponirte der naseweisen Puffy nicht sehr. Sie hörte kaum danach hin, und wenn er einmal etwas länger als gewöhnlich grollte, so nahm sie ihre kleinen, weiblichen Kunstgriffe zu Hilfe, — schmeichelte ihm durch Schnurren und sanftes Miauen, machte ein krauses Näschen, ein drolliges Ringelschwänzchen, ein paar zierliche Sprünge, — und hatte ihn wieder herum.

„Wie gemüthlich die Beiden mit einander sind, Onkel Waldemar, sieh' nur! Das ist eigentlich ein Bildchen zum Malen,“ sagte Nelly eines Tages, als sie am Arme des Vormundes über den Hof und an Herrn Graurock's Standquartier vorbeischlenderte. „Dem Kästchen sieht man's ordentlich an, wie wohlgeborgen es sich im Schatten der großen Sammetohren fühlt, und das Eselchen macht ein paar so liebe, bedachtigame, pflegeväterliche Augen wie, — nun, wie Du, Onkel Waldemar!“ Ein kindliches, silberhelles Lachen beschloß Nelly's Worte. Der Gedanke besuhtigte sie sehr, eine Aehnlichkeit zwischen Meister Graurock und dem guten Onkel Waldemar herausgefunden zu haben; der lächelte auch, aber halb ernsthaft.

„Du hast nicht so unrecht, kleine Kaze,“ sagte er. Dann sahen sie noch eine Weile schweigend zu, wie Meister Graurock gemächlich sein Frühstück verspeiste, und Puffy während dessen behaglich schnurrend mit den zierlichen Pfötchen und dem roßigen Zünglein ihre Morgen-Toilette beendete.

Nelly war im Grunde nicht viel anders daran als Klein-Puffy: eine heimathlose Waise, deren sich Waldemar Dornburg um ihres Vaters, seines liebsten Freundes willen angenommen. Er verwaltete Nelly's geringes Erbtheil und hatte ihr eine Heimstatt im eigenen Hause gegeben; von seiner guten, alten Verwandten, die schon an ihm selbst Mutterstelle vertreten, war das Mädchen erzogen worden. Nelly war und blieb für Beide ein Kind, — auch nachdem man ihren legitimen Eintritt in die Welt der Erwachsenen feierlich begangen, und die kurzen Kleider und langen Zöpfe dem vollendeten sech-

zehnten Lebensjahre zum Opfer gebracht hatte. Am wenigsten gewahrte Waldemar die sich unter seinen Augen vollziehende Metamorphose; er sah Nelly Tag für Tag, er war ihr Lehrer, ihr Beschützer, ihr Freund, — das verschloß ihm den Blick für des Mädchens zunehmende Lieblichkeit. Andere waren weniger kurzichtig. Am wenigsten der junge Kürassier, welcher vierzehn Tage lang während des Manövers auf der Dornburg in Einquartierung lag. Der öffnete die festen schwarzen Augen gewaltig weit, da er Nelly zum ersten Male erschaute, wie sie in ihrem schlichten weißen Kleide zwischen den altmodischen Tagusheden dahinschlüpfte.

kleine Nelly. Sie wußte noch so wenig von der Welt; aber wie schön mußte dieselbe sein, wenn sie viele solcher Menschen wie Hans Elgenhain aufzuweisen hatte! Er war ein bildhübscher Burche; nicht nur in der prunkenden Uniform, sondern auch in dem knappen, dunklen Civil-Anzuge, den er außerhalb der Dienstzeit trug. Nelly verglich den schlanken, brünetten jungen Soldaten bisweilen im Stillen mit Onkel Waldemar und sann über den Contrast nach, den sie zu einander bildeten. Waldemar Dornburg war so recht das Urbild eines Deutschen; kräftig und wohlgebaut, blauäugig und blond, mild und bedachtig im Denken wie im Reden, —

fest und energisch im Thun, — Alles in Allem: ein ganzer Mann! So nannten ihn auch die Leute. Von seinen Untergebenen ward er angebetet; alle Gesichter verklärten sich, wenn er in seinem schlichten grauen Rocke über Feld oder durch's Dorf ging, freundlich nach allen Seiten grüßend, aufmerksam umschauend, daß seinem Auge Nichts und Niemand entgehe. Die Kinder streckten ihm ihre Händchen entgegen; die Dorfhunde kamen schweißwedelnd herbeigelaufen; er kannte sie Alle und hatte für Alle ein Herz. Auch Nelly liebte ihren „Onkel Waldemar“ und das alte Dornburg, über dessen Grenzen ihre Träume und Wünsche bisher nicht hinausgewandert waren. Diese schöne, friedliche Heimath vermochte ihrem jungen Leben Alles zu geben, dessen es bedurfte zu fröhlichem Gedeihen, — bis Hans Elgenhain sporenkirschend die Schloßtreppe emporgeschritten kam, um das kleine Mädchen, welches bisher für Jedermann schlichtweg „Nelly“ gewesen, zum „gnädigen Fräulein“, und das zarte Jugend-Idyll ihres Daseins in einen flotten, modernen Roman umzuwandeln! Hans Elgenhain nahm jetzt an Allem Theil; auch an den Wanderungen durch Feld und Wald, welche sonst zu Zweien vor sich gegangen, — und an den traulichen Zwielflichtstunden am Kamin. Bei letzteren hatte sonst Tante Susse allerlei hübsche Geschichten aus ihrer Vergangenheit erzählt, die immer viel zu lachen gaben; dazwischen war Nelly einmal zum Klavier gegangen, um ein Liedchen zu zwitschern, weil Onkel Waldemar das gern hatte. Jetzt erzählte zu meist Hans Elgenhain; erzählte von der lauten, bunten, glänzenden Welt, aus welcher er gekommen, und außer der er nichts wußte und kannte, — setzte sich dann an den Flügel und begann zu spielen, zwischendurch plaudernd in derselben flotten, lebendigen, pridelnden Art, sodaß seine Worte gleichsam den Text zu den Melodien bildeten. Nelly hörte das Alles an, wie Kinder eine Feengeschichte anhören, — mit heißen Wangen, leuchtenden Augen, mit nie gekannter Unruhe, Trauer, Sehnsucht im Herzen! Würde es ihr niemals vergönnt sein, alle diese Wunder eines Tages mit eigenen Augen zu schauen? Besah sie doch eine Verwandte in der Residenz, welche als Gattin eines höheren Ministerial-Beamten eine gewisse Rolle in der Gesellschaft spielte. Damals, als Nelly elternlos und damit gleichzeitig heimathlos ward, hatte diese Dame mit empörender Gefühlslosigkeit erklärt, der Waise kein Unterkommen in ihrer Familie bieten zu können, und sich auch später nicht wieder um das Mädchen gekümmert. Nelly wußte davon nichts. Durste Waldemar es ihr jetzt mittheilen? Sein Gefühl sträubte sich dagegen, den ersten Tropfen Gift in ihr argloses junges Herz zu träufeln; ebenso sehr aber widerstand es ihm, Nelly allein und schutzlos in jenes Haus gehen zu lassen,



Nelly und Puffy. Zeichnung von Carl Rickelt.

„Beim Zeus! Da haben wir ja eine kleine Schönheit! Wie kommt das feingliedrige Prinzesschen in diese Einöde?“ Der junge Freiherr von und zu Elgenhain-Hochschildt pflegte nämlich Alles, was außerhalb seiner heimathlichen Hauptstadt-Welt lag, mit der Bezeichnung „Einöde“ zu beehren. Nun pußte er sein Augenglas, neigte das schönfrisirte Haupt weiter zum Fenster hinaus und begann „Prinzesschen“ genauer zu prüfen. „Ganz chic, wahrhaftig! Tadellose Haltung. Könnte auf einem Hofballe Furore machen. Könnte, — ja wahrlich, — könnte eine Elgenhain-Hochschildt sein oder — werden, wenn der erforderliche ‚goldene Hintergrund‘ vorhanden wäre!“ Auf den „goldenen Hintergrund“ war der Freiherr von Elgenhain seitens seiner gnädigen Frau Mama schon in sehr jungen Jahren dressirt worden, und der Schlag seines Herzens richtete sich streng nach diesem wohlstandigen Regulator.

Schnell war der neue Hausgenosse bei den Dornburgern daheim. Er verstand es, zu gefallen; man kam ihm arglos freundlich entgegen, — am arglosesten die



dessen Pforten sich ihr jetzt, da man allgemein seine Erbin in ihr vermuthete, vielleicht bereitwillig öffnen würden! Leider hatte Nelly ihrer Berliner Verwandten in Eigenhain's Beisein Erwähnung gethan, und bei dieser Gelegenheit hatte sich herangestellt, daß der junge Offizier in der Familie v. Ortmann, welche noch immer „ein Haus machte“, persönlich bekannt war. Jedenfalls schrieb man es nicht mit Unrecht seinem Einflusse zu, daß geraume Zeit nach seinem Scheiden von Dornburg, eine überaus freundliche Einladung für Nelly aus der Residenz anlangte. Waldemar besaß nicht das Recht, dem Mädchen den Brief vorzuenthalten, obgleich er es am liebsten gethan hätte. Nelly's Jubel über den Inhalt verrieth ihm im Voraus, wie die Entscheidung ausfallen würde. „Ich darf Dich nicht zurückhalten, wenn Du der Einladung Folge leisten willst“, sagte er, „wohl aber sollst Du wissen, daß es uns lieber wäre, Dich nicht so bald hergeben zu müssen. Du bist noch sehr jung, und die Lebens-Sphäre Deiner Verwandten gleicht der unsrigen nicht im Mindesten.“

„Um so hübscher, Onkel Waldemar! Ich werde dennoch diesem lieben alten Dornburg die Treue halten, — lehre ja auch bald wieder und bringe viel bunte, lustige Erinnerungsbilder mit heim, die dann Abends am Kamin vor Euch aufgerollt werden sollen! Es ist wirklich nöthig, daß ich mich auch draußen ein Bißchen umschaue, Onkel Waldemar, sonst bleib' ich ewig ein Kind!“

Ein Passus des verhängnißvollen Briefes ward Nelly nicht mitgetheilt; er war nur für Waldemar Dornburg bestimmt und lautete: „Es schien uns, als habe der junge Eigenhain Absichten auf Nelly. Wir fänden diese Verbindung sehr günstig und passend für sie. Die Eigenhain-Hochschildt sind von uraltm Adel und wenn auch nicht reich, so doch gut arrangirt.“ Welche Perspektive! Dornburg verstand sich jetzt selbst gar nicht, daß er jahrelang so hatte hinleben können, ohne es zu bedenken: Nelly würde eines Tages erwachsen sein, in die Welt hinaus verlangen und schließlich von irgend Jemand für immer entführt werden! Das war ja der natürliche Lauf der Dinge. Waldemar hatte kein Recht, seine Pflögebefohlene gefangen zu halten und ihr den Weg zum Glück abzuschneiden. Im Gegentheil, seine Pflicht war es, ihr nach Kräften förderlich zu sein. Danach, wie farblos und traurig sich das Leben in dem alten Dornburg nach ihrem Scheiden fortspinnen würde, durfte er gar nicht fragen. Das mußten sie Beide, — Tante Susse und er, — im Stillen mit ihren Herzen ausmachen. Der Brief, worin Waldemar die Annahme der Einladung nach Berlin hin meldete, war aber keineswegs in dieser melancholischen Tonart, sondern sehr bestimmt und energisch gehalten. Nelly werde im Januar der Einladung ihrer Verwandten für einige Wochen Folge leisten, hieß es darin, — Frau v. Ortmann möge jedoch die Güte haben, darüber hinaus keine weiteren Zukunftspläne zu entwerfen. Er, der Vormund und seitherige alleinige Beschützer der Waise, müsse jede Verfügung über die Zukunft derselben strengstens sich selbst vorbehalten. Dieses Schreiben schien der gnädigen Tante nicht sonderlich behagt zu haben; sie beantwortete es nur kurz und kühl durch die Mittheilung, ihr Sohn Cuno, — beiläufig gesagt, mit der Tochter eines der reichsten hauptstädtischen Finanziers verlobt, — werde Nelly entgegen kommen und sie an einer von Waldemar zu bestimmenden Begegnungs-Station in Empfang nehmen. Dann setzte die gute Tante Susse Alles in Bewegung, um „Käpchen“ für die Reise in die Welt würdig herauszutastieren. So kamen die letzten Tage schnell genug heran, und Nelly's Herz begann recht bange zu schlagen; das Abschiedsleid überwog beinahe die freudige Sehnsucht nach der unbekanntem Wunderwelt. Die täglichen Wanderungen durch Dorf und Feld wurden regelmäßiger als je unternommen. Auch Meister Graurod, der sich in seinem Stalle recht behaglich eingewintert, erhielt wiederholte Besuche.

„Wo ist die kleine weiße Kaze?“ fragte Nelly, da Puffy zwei Tage lang gar nicht zum Vorschein gekommen war, einen im Stalle beschäftigten Knecht.

„Das mag der Kuckuck wissen. Sie hat sich fortgemacht. Denkt wohl, da draußen mehr Blaisir zu finden, das dumme Ding! Dafür wird man ihr wahrscheinlich den Garaus machen, wenn sie nicht schnell flug wird und wiederkehrt.“

Der Esel schien jedes Wort verstanden zu haben; recht ausdrucksvoll schwenkte er sein dünnes Schwänzlein und blickte, im Rauem innehaltend, Herrn Waldemar ernsthaft an. Dieser schaute auf Nelly, — und Nelly erröthete, sie wußte selbst nicht, warum. Onkel Waldemar dachte wohl daran, daß er auch in Zukunft Meister Graurod gleichen würde, nachdem sich Nelly, gleich der flatterhaften Puffy, „fortgemacht“.

„Schreibe mir nur über Alles recht ausführlich, Onkel Waldemar“, sagte sie im Weitergehen, „auch, ob Puffy wiedergekommen, und wie Herr Graurod sich benimmt.“

Meister Graurod benahm sich sehr vernünftig. Nur einige Tage nach Puffy's Verschwinden hatte er sich

unruhig und offenbar bekümmert gezeigt, dann aber seinen philosophischen Gleichmuth und den alten, guten Appetit wiedergefunden. Waldemar stand oft dabei, während sich der Brave stillvergnügt seinen bescheidenen Tafelfreuden hingab, und Meister Graurod richtete dann die großen, bedachtamen Augen so verständnißvoll auf seines Herrn trauriges Antlitz, als wolle er sprechen: „Sei doch kein Thor! Mache es wie ich. Das ganze weibliche Geschlecht ist kein Maul voll Heu werth, sag' ich Dir!“

Judeffen durchtanzte, durchschwärmte die vergnügungsfüchtige kleine Nelly ihr „Wintermärchen“, allwöchentlich eilige kleine Bulletins nach der Heimath sendend: „Hans Eigenhain hat uns nicht zuviel gesagt! Es ist köstlich hier in der Residenz. Jeder Tag bringt mir neue Ueberraschungen, wie aus „Tausend und eine Nacht“. Ich bin ganz müde, aber angenehm-müde, vom schönsten Amusement.“ Und ein anderes Mal: „Ich habe mir einige neue Toiletten bestellen müssen, da Tante Hertha, welche eine vollendete Weltkame ist, die meinen geradezu unmöglich für Berlin findet. Tante Hertha ist noch sehr schön und elegant; sie belehrt mich über Vieles. Mir ist, als reise ich jeder dieser reichen, bunten Tage mehr, als daheim in dem lieben, stillen Dornburg ein Jahr!“

„Trage eher Sorge dafür, daß Du Dich jung und frisch erhältst, liebes Kind“, antwortete Waldemar auf diesen Passus. „Laß Dir den klaren Blick nicht trüben. Nimm auch nicht jede Dir entgegengebrachte Freundlichkeit für baare Münze. Es ist nicht Alles wahr und echt, was dem Auge und dem Ohre schmeichelt! Diese Erkenntniß hätte ich Dir gern noch lange erspart, da Du aber einmal in die Welt gegangen, so thut sie Dir vor Allem noth, mein kleines, argloses Käpchen.“

„Dein Brief fiel wie ein Schatten in meinen hellen Sonntag, Du böser Onkel Waldemar“, antwortete das Käpchen. „Ich war so vergnügt und gerade im Begriffe, eine reizende, blaßgrüne Toilette, welche ich zu Cuno's in drei Wochen stattfindender Hochzeit tragen soll, anzuprobieren. Hans Eigenhain hatte mir, — wie allmorgendlich, — frische Treibhausrosen gesandt und die in Tante Hertha's Auftrage besorgten Opern-Billetts für den Abend. Lauter schöne, erheiternde Dinge. Da, — der Postbote! Vilette bringt Deinen Brief! Ich öffne ihn mit freudigem Herzklopfen. — o, was für ein schwarzer Brief, Onkel Waldemar! Ich verschloß ihn sofort in meine Kassette; ich will ihn nicht wieder lesen, will nicht glauben, was er mich lehren soll. Ich denke mir, Anschauungen wie diese wohnen in den großen, ernsthaften Büchern, welche im Winter Deine allabendliche Gesellschaft ausmachen, und Du solltest sie darin lassen, machst Dir sonst nur selber das Herz damit schwer! . . .“

„Ich sage Dir, sie sind hier Alle reizend gegen mich! Sogar Cuno's Schwager, ein junger Bankier, vor dessen schonungslosem Sarkasmus sich Jedermann fürchtet. Dieser Herr Miltenberg hört es sehr gern, wenn ich recht ausführlich von Euch und dem Leben in Dornburg erzähle. Neulich zeigte ich ihm Dein und Tante Susen's Bild, darauf sagte er: „Ihr Vormund ist wie aus dem Nibelungen-Liede herausgeschnitten und diese gute Tante im Spitzhäubchen so recht die Personifikation echter Weiblichkeit, Selbstlosigkeit und Güte. Menschen von dieser Sorte werden Sie in der Großstadt vergeblich suchen! Sie sind ein glückliches Käpchen“, seien Sie nun auch ein Kluges, Fräulein Nelly!“ (Ich hatte ihm nämlich erzählt, daß Du mich bisweilen so nennst) . . . Was mochte er aber mit dem „Klug sein“ meinen? Also in drei Wochen ist hier Hochzeit, Onkel Waldemar. Ich werde eine der Brautführerinnen sein, die andere eine Freiin von Weiskirchen aus Schlesien, welche bei Cuno's Braut zum Besuche ist. Sie macht allgemeines Aufsehen durch ihre Schönheit und bevorzugt Hans Eigenhain unverkennbar, aber ich glaube, daß er, — ja, was meinst Du, Onkel Waldemar? Du kennst ihn doch auch, und er erschien Dir immer aufrichtig und gut, nicht wahr? Ich weiß nicht, was ich schreibe; ich bin so zerstreut in diesen Tagen. Wir unternehmen so viel . . .“

Nun ist der Februar vorüber, Onkel Waldemar. „Frühling“ es schon in unserem schönen Dornburg? Wirst Du mir auch die ersten Veilchen senden!?“

„Ich hoffe, daß Du Dir die ersten Veilchen selbst in Dornburg pflücken wirst, mein Käpchen“, antwortete Waldemar. „Dein Besuch bei den Verwandten hat nun die Grenze des Erlaubten erreicht. Also denke an die Abreise. Ich werde Dich sofort nach der Hochzeit Deines Betters selbst aus Berlin abholen. Wer dann noch etwas Besonderes von Dir und mir will, mag damit hervortreten. Uebrigens liegt ja auch Dornburg nicht außerhalb der Welt. Das sei Dein Trost, kleine Nelly.“

Ein Urtheil über den Charakter des Freiherrn von Eigenhain darf ich mir nach so kurzer Bekanntschaft nicht anmaßen. Aber ich habe keinen Grund zu der Annahme, daß er nicht aufrichtig und nicht gut sei.

Im Uebrigen baue fest auf meinen Beistand in allen Dingen und lehre heiteren Muthes in die Heimath zurück.“

Wie viel dieser Brief Waldemar Dornburg gekostet, las Nelly sicherlich nicht aus seinen ruhigen, gütvollen Zeilen heraus; sie ahnte auch nicht, daß die Verwandten Onkel Waldemar's Ansicht über ihren Besuch im Ortmann'schen Hause vollkommen theilten.

„Nun muß sich Dein Freund Eigenhain endlich einmal definitiv entscheiden, Cuno“, äußerte Frau Hertha zu ihrem Sohne. „Ich weiß nicht, ob ich ihm Nelly oder Valerie Weiskirchen zur Partnerin geben soll. Und, — aufrichtig gesagt, — so ein endloser Logirbesuch geht auch allzu sehr in's Geld! Daraus brauchst Du Deinem Freunde gleichfalls kein Hehl zu machen.“ Das that Herr Cuno denn auch nicht, sondern wiederholte Hans Eigenhain Wort für Wort das Gespräch mit seiner Mutter, als sie, — es war am Empfangstage der Ortmanns, — minutenlang in Frau Hertha's Boudoir neben dem Tanzsaale mit einander allein waren: der Bräutigam, sein Schwager Miltenberg und der junge Kürassier. Eigenhain's Antwort erfolgte prompt. „Ich befinde mich selbst im Zweifel“, sagte er. „Mein Herz gleicht ganz dem grauen Freunde, der zwischen zwei Gebinden Heu“ — „Am deutlicher zu reden: seit Valerie von Weiskirchen erschien, Cuno, scheint mir mein ländliches Dornröschen nicht mehr ganz so reizvoll und begehrenswerth als ehemals. Trotzdem will ich das Begonnene als Cavalier zum Austrag bringen und morgen an den Vormund der Kleinen die offene Anfrage richten, wie es um den goldenen Hintergrund“, — Sie kennen ja mein Wort! — Prinzchens steht. Lautet die Antwort befriedigend, das heißt, darf ich hoffen, den Paktolus mein eheliches Paradies durchfließen zu sehen, so ist Dornröschen binnen Kurzem die Freifrau von und zu Eigenhain-Hochschildt! Im anderen Falle —“

„Schämen Sie sich, Eigenhain! Das Dornröschen“, — um mit Ihren Worten zu reden, — ist viel zu rein und gut für Sie und Ihresgleichen, — leider auch für mich. Ich, meinstheils, würde mich glücklich preisen, das Mädchen, wie es da ist, für's Leben gewinnen zu dürfen! Zum Gegenstande einer Speculation steht es viel zu hoch!“ Miltenberg hatte diese Worte gesprochen, mit einer ihm sonst fremden Erregung in Stimme und Blick.

Die beiden Anderen lachten spöttisch auf. „Trefflich!“ sagte der Kürassier. „Er spielt sich als Dornröschens Ritter auf. Seine Mittel erlauben ihm das. Nun, lieber Freund, im anderen Falle, — so vollend' ich meine Rede von vorhin, die Sie so brüskl unterbrachen, — im anderen Falle soll es mich freuen, wenn Sie bei Dornröschen den erlösenden Prinzen abgeben und so das Märchen zu einem befriedigenden Ende bringen wollen.“

Miltenberg hatte indeffen seine ganze Selbstherrschung wiedergefunden. „Ich fürchte, Sie täuschen sich ein wenig über Ihre Situation, lieber Eigenhain“, sagte er in seiner gewohnten, kühl-ruhigen Art. „Und vielleicht auch über Dornröschens Gefühle. Nelly von Schlichtern ist gegenwärtig in einer durch die fremden Wunder des Großstadtlebens hervorgerufenen Selbsttäuschung befangen; sobald dieser Rauich vorüber, wird es sich zeigen, daß weder Sie noch irgend ein anderer „Residenzler“, sondern einzig und allein Onkel Waldemar auf dem Grunde ihres Herzens wohnt. Warum auch nicht? Wissen Sie unter uns Jemanden, der so in jeder Hinsicht geeignet wäre, das Ideal eines reinen Mädchenherzens zu werden? Ich nicht. Zumal, nachdem uns, wie Sie sich erinnern werden, seiner Mutter Jugendfreundin, die alte Stiftsdame, Genaueres über sein Verhalten gegen Nelly's Eltern und das früh verwaiste Kind erzählt hat. Vielleicht weiß das Mädchen nicht einmal etwas davon. Bei Gott! Ich wünschte ihm die Augen öffnen, ich wünschte ihm sagen zu dürfen: „Gehe heim, kleine Nelly. Dort wartet Deiner ein reiches Glück. Dort bist Du der Gegenstand selbstlosester Liebe, — hier der Gegenstand kalter Selbstsucht und Speculation!“

„Sie haben mir die Augen geöffnet, Herr Miltenberg. Ich danke Ihnen!“ Diese Worte tönten wie ein Donner Schlag in Frau Hertha's Boudoir, obgleich eine sanfte, liebevolle Mädchenstimme sie gesprochen, — eine Stimme, welche wie gebrochen durch Thränen und dennoch hell wie die Posaune des jüngsten Gerichtes an Hans Eigenhain's Ohr klang. Nelly stand da, — im Rahmen der Thür, — zwischen den dunkeln Portièren. Nelly im Weißblumenkranz und weißen Spitzenleide, Nelly mit den vollen, sonnigblonden Gretchen-Flechten, Nelly, mit dem vertrauensvollen, sanft-scheuen Kinderblicke. „Sie haben mir die Augen geöffnet, Herr Miltenberg. Ich danke Ihnen!“ Und nun trat sie näher, — keiner der drei Männer regte sich, keiner sprach ein Wort, — und reichte Miltenberg die Hand hin, während ihre Lippen wie die eines Kindes in verhaltenem Weinen zu zittern begannen. „Ich suchte Tante Hertha, — sonst wär' ich nicht hierher gekommen. Aber es sollte wohl



so sein. Es ist ganz gut gewesen. Nun hat die Selbsttäuschung, von welcher Sie vorhin sprachen, ein Ende, und ich werde thun, was Sie sagten: ich werde heimgehen!"

Nelly bot all' ihre Kraft auf, ruhig und standhaft zu bleiben, aber die Erschütterung war zu stark gewesen. Ein Schauer ging durch ihren Körper, — ein Schleier legte sich über ihre Augen.

"Sie wird ohnmächtig!" sagte Miltenberg und schob einen Sessel heran. Gleich darauf hatte sich das Boudoir mit einer Anzahl Theilnehmender oder Neugieriger gefüllt.

"Eine Ohnmacht? Machen Sie mir ein wenig Platz, meine Herrschaften," sagte eine gutmüthige, alte Dame aus der Gesellschaft, "hier ist Melissenwasser. Ich führe immer ein Fläschchen davon bei mir."

Frau von Ortman wehrte ab. "Wer nimmt heutzutage noch Melissenwasser! Hier ist Eau de Portugal, das belebt sofort."

"Natürlich. Wer wird nach Wasser greifen, wenn Eau bei der Hand ist!" warf Miltenberg mit seinem sarkastischen Lächeln ein.

Da schlug auch Nelly schon wieder die Augen auf und bemühte sich, Frau Hertha anzulächeln.

"Ein kleines Schauffement, weiter nichts," sagte die Tante. "Du hast wohl zu viel getanzt, kleine Unbändige?"

"Vielleicht. Nun ist mir schon wieder beinahe ganz wohl. Ich werde nur einige Tänze aussetzen müssen."

Miltenberg staunte über die Selbstbeherrschung, mit welcher Nelly sprach und lächelte. "Armes Dornröschen! Diese Stunde hat das Kind zum Weibe umgeschaffen! Das mußte einmal kommen, also: besser heute, als später!" sagte er bei sich selbst, Nelly mit den Augen verfolgend. Er sah sie mit anderen jungen Mädchen im Ballsaale auf und nieder gehen, dann, beim Beginn der Musik, durch eine der Saalthüren verschwinden und ahnte nicht, daß damit Dornröschens feine, ihm so liebe Gestalt für Jahre, — vielleicht für Lebenszeit, — seinem Gesichtskreise entrückt ward.

"Liebe Tante Hertha!

Ich verlasse heute, jetzt gleich, während Ihr mich ausruhend in meinem Zimmer wohnt, Dein gastfreundliches Haus. Im Schreibtische liegt Geld für Visette, sie kann mir, wenn Du erlaubst, meine Sachen nach Dornburg senden; ich nehme nur die kleine Reisetasche mit. Herzliche Grüße Euch allen, auch dem guten Herrn Miltenberg, der von Cuno häufig ein nüchternes Zahlenmensch' genannt wurde, sich aber heute als der edelste Edelmann unter den Dreien, deren Gespräch ich vernahm, erwiesen hat. Cuno soll es Dir wiederholen, dann wirst Du auch wissen, warum ich nicht bleiben kann. Du darfst übrigens gar nicht in Sorge um mich sein, Tante Hertha. Ich bin nicht sehr traurig, habe auch im Grunde immer Heimweh nach Dornburg gehabt. Jetzt kommt der Frühling. Da ist es zu Hause so schön. Zu Hause! ...

Seid Alle tausend Mal bedankt für Eure mir erwiesene Güte!

Nelly."

Diese Zeilen bildeten den Schluß des "Wintermärchens", welches Nelly so viel verheißen, so wenig gehalten hatte. Nelly war über sich selbst verwundert, daß sie es vermochte, so ruhig und gelassen zu schreiben, wo doch eine Centnerlast von Schmerz und Bangen auf ihrem Herzen lag! Viele Thränen, das fühlte sie, würden noch fließen müssen, bevor dieses thörichte Herz wieder leicht und frisch pochen lernte, wie ehemals. Aber diese erlösenden Thränen konnten nur daheim, an der Schulter der guten Tante Susse, geweint werden; angeichts dessen, der "so in jeder Hinsicht geeignet, das Ideal eines reinen Mädchenherzens zu sein". So hatte Miltenberg gesagt, hatte ihr in der That "die Augen geöffnet". Und nun sah sie die Dinge, wie sie wirklich waren, alles trügerischen Glanzes entkleidet. Sie zog mit der bitteren Erkenntniß gleichsam ein Frauengewand an, welches ihrer Erscheinung, wie ihrem Denken und Thun größere Reife verlieh. Ruhig und überlegt kleidete sie sich um, packte ihre kleine Reisetasche, ordnete ihr Geld und verließ dann geräuschlos das Haus, um direct zum Bahnhofe zu fahren. Allein reisen! Das war sonst Nelly's Schrecken gewesen. Heute erschien es ihr als das Natürlichste von der Welt. Und so kam es, daß die Entflozene der ersehnten Heimath bereits um ein gutes Stück näher gerückt war, als man im Ortman'schen Hause ihr Verschwinden und den auf dem Schreibtische zurückgelassenen, erklärenden Brief entdeckte. Tante Hertha war außer sich über den "Affront", um so mehr, da sie wußte, er ließ sich nicht geheimhalten, sondern würde wie ein Lauffeuer in ihrem Bekanntenkreise die Kunde machen. Und so geschah es. Man hatte das "Dornröschen" um seiner eigenartigen Lieblichkeit und schlicht-romantischen Lebensgeschichte willen recht anziehend und "apart" gefunden, — so hatte Jedermann Interesse und eine besondere Lesart für die gleichfalls "aparte" Manier seines Verschwindens. Auch gönnte man den hochmüthigen Ortman's und dem jungen "Narcis" in Kürassier-Uniform insgeheim die

kleine "Schlappe" von Herzen. Für Letzteren hatte der Vorfall noch die besondere, unangenehme Consequenz, daß sich Valerie von Weiskirchen offenbar von ihm zurückzog. Sie brachte eben, wie Jedermann, Nelly's Verhalten sehr zu Eigenhain's Ungunsten mit dem feinguten Mädchen, obgleich für die Welt erzogen, und fühlte mit weiblichem Feinsinn die Wahrheit heraus.

Miltenberg seinerseits empfand aufrichtige Freude über das "kluge Käpchen"; jene selbstlose Freude, welche nur wahrhaft große Seelen, über eigenes Leidgefühl fort, bei fremdem Glücke zu empfinden vermögen! ...

In Dornburg hatte indessen Alles seinen gewohnten Gang genommen. Eines Tages gewahrte Waldemar, an Meister Graurock's Logirhaus vorübergehend, daß dem stillen Philosophen eine Ueberraschung bevorstand. Vor der angelehnten Stallthür saß Puffy! Niemand anders als Puffy! Aber Waldemar hatte Mühe, in dem schmutzig-grauen, mageren Dinge das runde, schnee-weiße Käpchen von ehemals zu erkennen. Gewachsen war Puffy ein wenig, offenbar auch an Vernunft, daher war sie wiedergekommen und saß nun trübselig und zaghaft, — das böse Gewissen in Person! — vor der Thür ihres einstigen Gönners.

Waldemar empfand einige Neugier, wie Meister Graurock die Abtrünnige empfangen würde, und lud Puffy, indem er die Stallthür öffnete, zum Nähertreten ein. Sie zögerte ein wenig, verlegte das Käpchen kräuselnd, und schob sich dann langsam, wie auf dem Bauche kriechend, durch die Spalte. Meister Graurock, welcher eben gut gespeit hatte und nun Ziefa hielt, blinzelte erst ein wenig schlaftrunken auf das bewegliche Etwas zu seinen Füßen nieder, dann aber öffnete er seine braunen Augen vor Erstaunen so weit als möglich und schwenkte das Schwänzlein, wie allemal in kritischen Momenten. Die reumüthige Puffy hatte sich niedergelauert und erwartete ihr Schicksal. Waldemar glaubte die Bitte um Vergebung in dem kleinen, sorgenvoll gefalteten Nasengefächte zu lesen, und Meister Graurock schien seine Meinung zu theilen. Langsam, mit einem ganz leisen, wohlwollenden Wiehern senkte er den Kopf zu Puffy herab und versetzte ihr einen sanften Stoß mit der Schnauze. Damit war das Käpchen wieder in Gnaden aufgenommen. Puffy verstand es sofort, that auch gleich wieder wie zu Hause, indem sie ihren Platz auf der Krippe einnahm und Toilette zu machen begann. "Armes Käpchen, wie lange wirst Du putzen müssen, um die frühere Reinheit und Glätte wieder zu erlangen! Bringst es allein vielleicht gar nicht fertig," dachte Waldemar und nahm sich vor, der kleinen Landstreicherin zum Segen eines lauwarmen Seisenbades zu verhelfen. Dann schlenderte er heim, die alten, einsamen Wege, und dachte an Nelly. Wie würde sein Käpchen wiederkehren?! Es war doch gewissenlos und laichsinnig von ihm gewesen, das Mädchen so mütterleckenallein in die Welt, von der es so gut als nichts wußte, hinausziehen zu lassen! Vielleicht bestraft seine Nachlässigkeit sich hart, und Nelly konnte ihn dann anklagen, ihr ein schlechter Berather, ein pflichtvergessener Stellvertreter der todtten Eltern gewesen zu sein! Diese Gedanken peinigten ihn auch dann noch, als er ihrer, am wuchtigen Schreibpulte seines Arbeitszimmers sitzend, mit Hülfe nüchternen, ökonomischer Kopfarbeit Herr zu werden versuchte. Zwischen den Zeilen tauchte immer wieder Nelly's liebliches Köpchen vor ihm auf, und alle Buchstaben schienen sich an einander zu reihen, zu der Auflage: "Du hast des Dir anvertrauten Gutes schlecht gewaltet!" Sein Kopf brannte. Es ward auch allmählig dunkel. Er warf die Feder fort und wollte nach Licht schellen; da ging leise die Thür auf und etwas wie ein Dämmerungsgeist, — eine kleine, graue Gestalt, — huschte geräuschlos in's Zimmer.

"Ich bin es, Onkel Waldemar. Ich bin wieder da." Nelly's Stimme! Und nun trat der Mond hinter einer Wolke hervor und beleuchtete klar ihre zarte Gestalt, ihr kummervolles, zaghaftes junges Gesicht. Wie schmal und farblos dasselbe geworden! Waldemar's Herz pochte ungestüm auf in Schmerz und Mitleid. Aber seine Ueberraschung war zu groß, er fand kein Willkommenswort. Sie deutete sich sein Schweigen zu ihren Ungunsten.

"Du willst mich nicht wieder haben," sagte sie langsam. "Ich fürchtete es fast, dann aber fiel mir ein, wie gut Du bist! O, der beste, gütigste aller Menschen!"

Ihre Stimme brach in Schluchzen. Sie sank neben Waldemar's Sessel nieder und lehnte ihr Köpchen an seine Kniee.

"Stehe auf, Nelly!"

Wie heiser seine Stimme klang! Wie fest, — schmerzhaft fest! — er ihr Handgelenk umfaßte, um sie empor zu heben!

Sie wagte nicht, aufzublicken. "Ich will ja wieder gehen, wenn Du mich nicht mehr magst," sagte sie leise, "aber Tante Susse hat mir bereits verziehen, Onkel Waldemar. Und, — weißt Du es schon? —

Puffy ist auch wieder gekommen und schlummert jetzt friedlich im Eselsstalle."

Nun schaute sie auf. Onkel Waldemar lächelte, obgleich seine Augen in feuchtem Glanze schimmerten. Sie hatte ihn noch nie in so tiefer Bewegung gesehen. Der Anblick überwältigte sie ganz. "So viel Kummer hab' ich Dir bereitet, Du Liebster, Bester? Meinst Du nicht, daß es gut zu machen wäre durch ein ganzes Leben? Wächst Du mir nicht erlauben, es wenigstens zu versuchen?"

Sansf zog er sie zu sich empor. "Ich darf doch wohl nicht hartherziger sein, als Herr Graurock, mein Käpchen?" Das sollte scherzend klingen, aber seine Stimme bedte vor innerer Erregung. "Komm nun zu Tante Susse, mein Kind. Wir wollen ihr die frohe Kunde bringen, daß die beiden kleinen Vagabondinnen Nelly und Puffy wiedergekehrt für alle Zeit!" ...

Am folgenden Morgen erhielt der Eselstall einen Frühbesuch aus dem Schlosse. Meister Graurock frühstückte, — ganz wie dazumal, — und Puffy, die allerdings ein Bißchen schäbig und ramponirt aussah, puzte sich vergnüglich im Schatten seiner großen Ohren. "Sapperlot, da ist ja auch Fräulein Nelly wieder!" dachte Herr Graurock und zog eine schiefe Nase, wie immer, wenn ihn ein lustiger Gedanke ligelte. "Sie ist auch heimgekehrt und scheint draußen auch ein Bißchen gezaust worden zu sein. Ja, ja, da haben die Menschen ein Sprichwort: Wenn dem Esel zu wohl ist, geht er auf's Eis tanzen; und dasselbe müßte doch, um wahr zu sein, ganz anders lauten! Ich weiß sehr genau, wie die Dinge liegen, und daß der gnädige Herr von mir gelernt hat; aber das hilft mir nichts, denn er gehört ja zum Geschlechte der klugen Menschen, und ich bin nur ein dummer Esel, der zu Allem 'Ja' sagen muß."

In diesem Augenblicke äußerte Nelly: "Wie klug Herr Graurock uns anschaut, Onkel Waldemar! Ich glaube, er weiß und billigt es, daß Du mich wieder in Gnaden aufgenommen, wie er seine Puffy. Nicht wahr, Eselchen?"

"J—a!" sagte darauf das Eselchen so recht aus Herzensgrunde. Und sie lachten Beide und wandelten seelenvergnügt in den hellsonnigen, verheißungsvollen Frühlingstag hinein.

Nachdruck verboten.

## Biscuits für den Theetisch.

Von Paul von Weilen.

I.



ine kleine Gesellschaft saß bei dem sogenannten "five o'clock tea", oder, wie wir deutsch sagen wollen, an dem abendlichen Theetische, — da wir die von England über Frankreich importirte Fünf-Uhr-Stunde noch nicht allgemein angenommen haben und auch wohl wegen der bei uns wechselnden Tageszeit kaum annehmen werden. Wann aber in den einzelnen Häusern die Stunde gewählt werden möge, zu welcher der Theetisch sein Lied anstimmt, das Boz schon mit dem Gesange des Heintichens am Herde zu einer lieblichen Melodie häuslicher Behaglichkeit zusammenklingen läßt, — Jedermann, der Sinn und Verständnis für die Poesie des Hauses und Herdes in sich trägt, wird uns darin zustimmen, daß diese Stunde die freundlichste, gefälligste und, wie wir mit unserem unübersehbaren deutschen Worte sagen: die gemüthlichste des ganzen Tages sei.

Und doch lag ein gewisser frostiger Hauch über jener kleinen Gesellschaft, der unerklärlich schien. Die Dame des Hauses war geistvoll und weltkundig und bekannt durch ihre Kunst, die Unterhaltung anzuregen und zu führen; ihre Gäste, einige Damen der großen Welt, einige junge Offiziere und ältere Herren waren alle unter einander bekannt, sodas jede Schen ausgehlossen schien. Und doch wollte die Unterhaltung nicht in Gang kommen. Es mochte hier oder dort ein Gegenstand angeschlagen werden, — immer fiel der Ball der Conversation, nachdem er einige Male schwerfällig und gleichgültig hin und her geworfen war, mals zu Boden, und man war endlich zu einer mühsam fortgepompnen Erörterung über die Theorie der kritischen Tage des Herrn Falb gekommen. — ein Thema, das heute einen gelehrten Nimbus um das früher so verpönte Gespräch vom Wetter zieht, aber trotz der Feierlichkeit, mit der man dasselbe behandelt, nicht viel amüsanter ist, selbst wenn man bis zu der von Herrn Falb vorher verkindeten zweiten Sündfluth des Jahres 6400 nach Christi Geburt hinausschweifen will.

Endlich lachte die Frau vom Hause hell auf.

"Wenn das so weiter geht, meine Herrschaften," sagte sie, "so werde ich am besten thun, Jedem von Ihnen einen Band des gothaischen Kalenders oder das Conversations-Lexikon in die Hand zu geben, Sie werden dann wenigstens nicht die Mühe haben, zu sprechen und an Ihrer Lecture jedenfalls ebenso viel Jerschrennung finden, als jetzt an unserer mühsamen Unterhaltungs-Arbeit."

Die Anderen lachten ebenfalls, aber etwas verlegen, und Niemand fand eine Antwort.

"Es ist unbegreiflich," rief die Dame des Hauses, "wie haben uns sonst doch in demselben Kreise so vorzüglich unterhalten, daß ein Wort das andere drängte, und wir kaum die Zeit finden konnten, uns zu trennen, während heute Jeder von Ihnen wohl im Stillen nach einem Vorwande sucht, um seinen Ausbruch zu beschleunigen."

"Das ist nicht so unbegreiflich, gnädige Frau," sagte ein alter Freund des Hauses, "es ist ein eigenthümliches Ding um die Unterhaltung, — ist sie einmal von dem unerklärlichen Banne getroffen, der wie ein Keil in der Frühlingnacht auf die knospenden Geistesblüthen fällt, so ist es fast unmöglich,



sie wieder zu beleben, — Jeder sucht vergebens nach einem zündenden Gedanken und spricht Trivialitäten, um eben nur zu sprechen. Es ist wie mit einer mißrathenen Bowle oder einer fehlerhaft zusammengestellten Cumberland-Sauce, — ist einmal die Anlage und die Mischung verfehlt, so kann kein Zusatz mehr den rechten Geschmack und die rechte Legirung hineinbringen.“

„Ja, ja, so ist es,“ rief man allgemein lachend, „wir sind heute eine verfehlte Bowle, — der Spiritus ist dahin, und nur das Phlegma ist geblieben!“

„Das einzige Mittel, das in solchen Fällen hilft,“ sagte der alte Herr, ein Diplomat außer Dienst, „ist die Anlehnung an irgend einen pilanten und unterhaltenden concreten Gegenstand, — das weckt die Heiterkeit, giebt dem Geiste die Ruhe und läßt ihn endlich auch wieder eigene Gedanken hervorbringen.“

„Aber woher nehmen?“ fragte man hier und dort, „uns fällt nichts ein, — der Reiz hat auch das Gedächtniß erstarrt, sodah dasselbe nur die gewöhnlichsten Gemeinplätze festhalten kann.“

das bald den ursprünglichen Gegenstand ganz verhüllte, in welchem der Werth der einzelnen, in ihm vereinigten Geistesblüthen vielleicht keine strenge Kritik bestanden hätte, — das Ganze aber bot eine Mannigfaltigkeit von Duft und Farben, welche die Plauderstunde mit unendlichem Reize erfüllte, sodah man später nur die Erinnerung behielt, sich ganz vortreflich amüßigt zu haben, ohne eigentlich über das Warum und Worüber genaue Rechenschaft zu geben.“

„Bravo, mein lieber Freund,“ rief die Dame des Hauses, „Ihre Idee ist vortreflich, sie soll bei mir zur Ausführung gebracht werden, und ich bitte meine Freunde, mich darin zu unterstützen. Es soll stets auf meinem Theetische ein Körbchen bereit stehen, und ich hoffe, daß Sie Alle dazu beitragen werden, dasselbe zu füllen.“

Man versprach es und kam überein, daß jeder Beitrag besonders in einem Couvert mit einer kleinen Ueberschrift verschlossen sein solle, damit man je nach Bedürfniß die einzelnen Biscuits de causerie benutzen könne. Schon diese Idee hatte

lan's satirischer Pfeil schonte auch diese nicht, und so hatte er denn unter jedes Bild eine kleine Charakteristik in wenigen Worten geschrieben, die ebenso viel launige Bosheit, als kritische Wahrheit enthielt.

Hier eine Blumenlese aus diesem merkwürdigen Album:

Chateaubriand.  
Ein Narcissus, der sich im todtten Meere oder im Jordan bespiegelt, ein weinender Homer, der nicht blind ist und die Ilias aus einem Bibel-Einbände vorliest, — eine Art von umgekehrtem Christophorus, der sich von dem Christknecht tragen läßt.

Lamartine.  
Ein Epikuräer, der einen Choral singend, auf dem Schiffelein Petri über den Strom des Lebens fährt. Man wird ihn heilig sprechen unter dem Namen: Sanct Alphons von Barny. (Barny ist ein französischer Schriftsteller, der sich durch seine frivole Sinnlichkeit und seine Verhöhnung der Religion bekannt machte.)



Ein Kleeblatt. Von Clara Walthex. — Siehe Seite 71.

Nach einer Photographie aus dem Verlage von Franz Hanfstaengl in München.

„Das ist es ja eben, meine Herrschaften, aus sich selbst bringt man in solchen Augenblicken nichts hervor, und je mehr man das Gedächtniß zwingen will, um so weniger gelingt es. Aber Jedem von uns kommen doch fast täglich Dinge vor, die anregende Gegenstände für die Conversation bieten und die erlahmenden Geister wieder frisch zu bestäuben vermöchten; solche Gegenstände sollte man sammeln und wie die kleinen Biscuits und Cakes auf den Theetisch stellen. Ich würde davon, wenn ich mich auf das Sammeln legen wollte, eine ganz niedliche Auswahl stellen können, und die anderen Herrschaften finden in ihrer Lectüre, in ihrem Verufe oder Verkehr gewiß auch allerlei Hübsches. Stodt dann einmal die Unterhaltung, fällt der Reiz auf die schöpferischen Frühlingstrieb der Geister, so nimmt man eines dieser kleinen geistigen Biscuits zur Hand, und ich bin gewiß, daß sich daran sogleich eine frische und amüsante Unterhaltung knüpfen wird. Jeder wird seine Bemerkungen machen, die Unbefangenheit und das ruhige, sichere Gleichgewicht wird sich wieder herstellen, und der Bann, der auf Wiß, Laune und Scharfsinn lag, wird gebrochen werden. Man wird auch nicht nöthig haben, diesen Bann erst abzuwarten, wenn man sogleich zu den kleinen Hülfsmitteln der Conversation greift. Die so oft für unmachbar erklärte französische Causerie, welche heute in Frankreich selbst fast nur noch in den Salons der alten Herzoginnen vom Faubourg St. Germain zu finden ist, beruhte ja wesentlich darauf, daß man stets einen concreten Gegenstand erfasste, — eine Anekdote, eine neue Erfindung, ein erstes oder heiteres Ereigniß, daran knüpfte dann Jeder ein liebenswürdiges Nichts, eine pilante Pointe, eine Parallele, eine Erinnerung, einen harmlosen oder boshaften Wiß, dies Alles bildete ein Bouquet,

die Geister von ihrer Lähmung befreit, und man trennte sich heiterer, als es nach dem Beginne der Unterhaltung zu erwarten gewesen wäre.

Als bald darauf dieselbe Gesellschaft sich wieder zur Stunde der freundlichen Geselligkeit versammelte, da stand neben dem summanden Theetisch ein reizendes Körbchen von vergoldetem Geslecht, und an demselben las man, auf eine breite purpurblaue Bänderleiße gestickt, die Etiquette: „Plauder-Biscuits“.

Schnell füllte sich das Körbchen mit kleinen Billets in allen Farben, mit Blumen, Wappen und Monogrammen, und der Probiant an Plauder-Biscuits war eben so gut bestellt, als die Borräthe an dem zierlichen kleinen Theegebäd. Schon der Anblick dieses nutrimentum spiritus, der Nahrung des Geistes, — wie es die Berliner Bibliothek nach dem Muster der großen Bibliothek zu Alexandrien als Devise trägt, — wirkte anregend auf die ganze Gesellschaft, und mit Spannung lauschte man, als die Dame des Hauses, ganz glücklich über die erfolgreiche Ausführung des Gedankens, der für immer den grauen Dämon der langen Weile, — den Engel des Schweigens, — oder den fliegenden Lieutenant, wie die jungen Damen sagen, von ihrer Theestunde fern halten sollte, — ein zierliches rothes Couvert aus dem Körbchen nahm.

Sie las die Ueberschrift: „Literarische Bosheiten“.

„Das verpricht Etwas,“ rief man von allen Seiten.

Die Dame winkte zur Ruhe und las:

„Leon Goglan, der geistvolle Schriftsteller und eigentliche Begründer des Figaro, hinterließ bei seinem Tode im Jahre 1866 ein Album mit den Bildern der sämtlichen, damals berühmten und auch in Deutschland viel gelesenen französischen Schriftsteller. Dieselben waren fast alle seine Freunde, — aber Gog-

Victor Hugo.

Kleinlich und grandios vereint. Michel Angelo Meissonner.

Sainte-Beuve.

Fett und geschmeidig, knusprig und schmelzend. Eine wahre Kal-Pastete.

Alfred de Musset.

Lord Byronet.

Octave Feuillet.

Musset hatte eine Sparbüchse, in die er sein Kupfergeld warf, wenn er berauscht nach Hause kam. Der arme Feuillet hat die Sparbüchse zerbrochen, — nun ist er reich.

Ernest Renan.

Der sanfteste aller grausamen Menschen. Fénélon-Strauß, — Verfasser des Lebens Jesu.

Guizot.

Ich bin eines Tages auf einem Gletscher in der Schweiz einem außerordentlich bereiten Engländer begegnet, der französisch sprach. Wenn dies nicht Guizot war, wer sollte es dann gewesen sein?

Thiers und Scribe.

O der große Historiker Adolphe Scribe! O der große Boulevard-Dichter Eugen Thiers!

George Sand.

Ein männliches Talent, sagt man. Durchaus nicht. Ein Romancier für Frauen.

Jules Sandeau.

Ah, — das ist ein männliches Talent! Ein Romancier für Damen, das ist die Réance!





Griechischer Sänger. Von E. Glücklich. — Siehe Seite 71.



Madame de Girardin.  
Die Muse des Vaterlandes, die sich als Modistin etablirt hat.  
Stendhal (Fendoum von Henri Beyle).  
Ein siedender Morimée.  
Morimée.  
Ein gefrorener Stendhal.  
Michelet.  
Die Stimme einer Frau! — Die Stimme eines Kindes!  
Klagen, Seufzer, jammernde Hülferrufe! Es ist herzerbrechend!  
Ich bin erschüttert, — ich eile zu Hülf, — weder Kind, noch Frau!  
Ein starker, wohlbeleibter Mann fällt mir um den Hals,  
erdrückt mich und wirft mich zu Boden, — das ist ein Mörder,  
— ein Wegelagerer, — nein, — es ist Michelet!

Balzac.  
Herules in Pantoffeln, der Fenilletons zu den Füßen seiner Gläubiger schreibt.

Die ganze Gesellschaft war entzückt. Alle konnten wenigstens die meisten und namhaftesten der französischen Autoren und stimmten überein, daß es nicht möglich sei, schärfer und boshafter und doch zugleich wahrer und treffender zu kritisieren. Man plauderte hin und wieder über George Sand und ihren Gatten Jules Sandeau, über Victor Hugo und Musset und warf die Frage auf, ob es wohl möglich sei, ebenso scharf und treffend ein kritisches Album unserer deutschen Schriftsteller herzustellen.

„Vielleicht,“ sagte der Diplomat außer Dienst, „findet sich in dem nächsten Körbchen unserer lebenswürdigen Wirthin ein pikantes Biscuit, das die Antwort auf diese Frage bringt“.

Die Dame, welche die neue Garnitur ihres Theetisches bei sich eingeführt, hat uns ihr Körbchen mit Blaubeer-Biscuits zur Verfügung gestellt, und wir werden unseren lebenswürdigen Leserinnen, wenn sie es erlauben, zuweilen eine kleine Probe daraus bieten.

Kostenlos verboten.

Eine vereinfachte Musikschrift.

Von E. M. V.

Welcher Fachmann begegnete nicht jeder neuen Musikschrift mit gerechtfertigtem Mißtrauen? Haben sich doch die so zahllosen Versuche seit hundert Jahren und darüber: eine einfache, leicht lesbare und correct durchgeführte Notenschrift zu erdenken, als hinfällig erwiesen. Heute legen wir unserem Leserkreise, Fachmann wie Laien, eine neue Erfindung auf diesem Gebiete zur Beurtheilung vor, ohne uns selbst auf kritische Aeußerungen über dieselbe einzulassen.

Verfasser derselben, ein ehemaliger höherer Offizier, der sich Lindstädt nennt, ging von dem Gedanken aus, die Tastatur als Grundlage für seine Notenschrift zu nehmen, und Notenblatt mit Tastatur derartig in Uebereinstimmung zu bringen, daß Ersteres das Bild der anzuschlagenden Taste vor Augen führt.

Lindstädt vervollständigte behufs Ausführung seines Gedankens die Tastatur durch einen aus Carton-Papier hergestellten Tastenbezeichner, der sich hinter den schwarzen Tasten anbringen läßt. Dieser Tastenbezeichner theilt die Tastatur durch eine senkrechte starke Linie in Bass — B, und Discant — D. (Siehe Fig. a<sup>1</sup>.) Auf sämtlichen anderen Octaven-Grenzen erheben sich ebenfalls senkrechte Linien von geringerer Stärke. Die Octaven werden von der Mitte aus als I., II., III., IV. Discant- und Bass-Octave bezeichnet. Die Tasten, resp. die Töne jeder Octave heißen in ihrer chromatischen Folge:

- 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12.
- c d e f g a h

Die Töne 10, 11 und 12 werden einseitig geschrieben, nämlich: 0, 1, 2

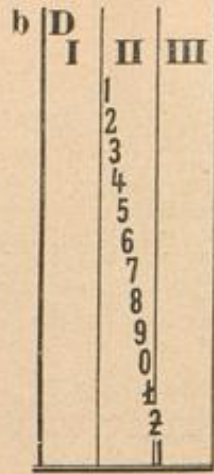
Das Linien-System des in der neuen Schrift hergestellten Notenblattes bilden die parallelen Fortsetzungen der in engere Abstände zusammengeführten Octaven-Grenzlinien der Tastatur. (Siehe Fig. a<sup>2</sup>.)

Zwischen B und D ist derjenige Raum geschaffen, welcher auch bei dem Fünflinien-Systeme zwischen Bass und Discant besteht.

Die Nummern der Tasten jeder Octave finden sich auf dem Notenblatte wieder. Fig. b zeigt die Notirungsweise von Tönen, welche zeitlich einander folgen. Hierbei beachte man, daß die seitliche Lage der je folgenden Taste zu der vorher gespielten auf dem Notenblatte sich wieder spiegelt, auch sei bemerkt, daß die Ton-Nummern jeder Octave mathematisch genau an ihren bez. Stellen im Octaven-Raume stehen.

Gleichzeitig anzuschlagende Tasten werden horizontal neben einander notirt. (Siehe Fig. c.) Wir lesen die gleichzeitig zu spielenden Noten oder Töne von links nach rechts, ebenso wie die Worte der gewöhnlichen Schrift. Die Notirungsweise der gleichzeitig zu spielenden Töne neben einander entspricht aber auch der Lage der Tasten auf der Tastatur.

Mit dieser Kenntniß ist man bereits im Stande, jeden Accord



spielen und die Töne jedes Musikstückes, gleichviel, in welcher Tonart es geschrieben ist, sicher aufzufinden.

Die Nuancirung der Töne und die veränderte Schreibart bekunden allerdings anfänglich; sobald man sich jedoch mit dem Klavierspiel vertraut gemacht, sind die mechanischen Vortheile dieser Methode unleugbar. Demjenigen aber, der das Fünflinien-System nicht kennt, wird die horizontale Lesart als die ganz natürliche, der Buchstabenchrift entsprechende erscheinen.



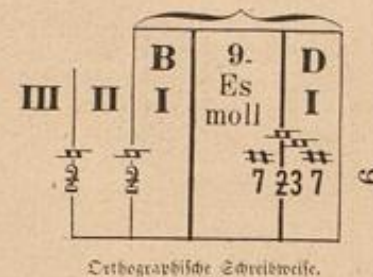
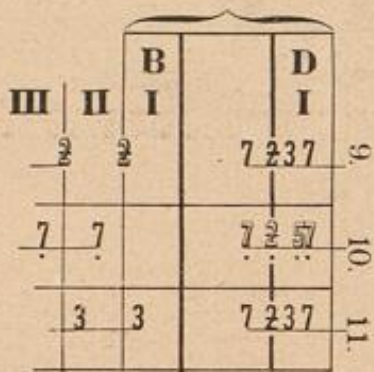
Die Fingerfuß-Bezeichnung: + Erster Finger, † zweiter Finger, ‡ dritter Finger, † vierter Finger, ○ fünfter Finger (ein zum Kreise zusammengezogenes Fünflinien) ist leicht verständlich.

Ganze und halbe Noten werden doppeltlinig, also hohl, entsprechend der Notenform des Fünflinien-Systems, geschrieben.

Die gesammte übrige Technik der Notenschrift des Fünflinien-Systems, — in die entsprechende seitliche Lage gebracht, — nimmt Lindstädt in sein System auf, und auch diese Maßnahme müssen wir als eine sehr geschickte anerkennen, da die Complicirtheit und die Schwierigkeiten des Fünflinien-Systems hauptsächlich in der Tonbezeichnung liegen, welche durch Lindstädt's System zu einer ungemein einfachen, leicht erlernbaren geworden ist.

Der Vorzeichnungen und Verlegungszeichen bedarf die neue Notenschrift für das practische Klavierspiel nicht. Handelt es sich aber um die Theorie und die orthographische Schreibweise,

so bleiben diese Zeichen bestehen: 2 bedeutet, daß der Ton 2 (cis) von 1 (c) und 2, daß der Ton 2 (des) von 3 (d) abgeleitet ist. Hiermit ist das ganze System in den Grundzügen erläutert; an Stelle der Note tritt die Zahl.



Orthographische Schreibweise.



Das Uebermäßige der Zahl über die Note wird durch Vergleich der selben Schriftstellen in beiden Systemen eclatant bewiesen. Einem kleinen Beispiele, einigen Griffen aus dem 9., 10., 11. Tacte des Trauermarsches: „Marcia funebre sulla morte d'un Eroica“ von L. van Beethoven möge hier Platz gegönnt sein.

Um diese Noten des Fünflinien-Systems überhaupt geläufig lesen zu können, bedarf es vor Allem sehr guter Augen, guter Begabung, und drei bis vier Jahre eifrigen Studiums. Dieselben Griffen im Lindstädt'schen System kann jeder Anfänger ohne Weiteres lesen und sicher auf der Klaviatur spielen, wenn er den Tastenbezeichner benützt. Das ist der sofort in die Augen springende Vorzug des neuen Systems.

Behufs practischer Ausgestaltung seiner Erfindung hat Lindstädt drei Schulen mit reichlichem Noten-Material, — eine für Kinder, eine Volks-Klavierschule und eine Große Ausgabe in Studien, — im Handel erscheinen lassen. Die erstgenannte lehrt die Geläufigkeit der Orientirung auf der Klaviatur und im Finden der Tasten, durch kleine Lieder mit Gesangstext, welche das Kind singt und deren Rhythmus es im Ohre hat. Die Schule führt vom einstimmigen zum vollen Sage. — Ein Beispiel aus derselben zeigt Fig. d. — Damit durch das Spiel des Kindes nicht zu viel Lärm entsteht, ist, außer dem Tastenbezeichner, auch noch ein Klaviatur-Bild in Original-Größe

auf Druck-Carton mit Tastenbezeichner, das auf den Tisch gelegt wird, — Tisch-Klaviatur, — beigegeben, welches, der längeren Dauerhaftigkeit wegen, vom Buchbinder aufklappbar aufgezogen und lackirt werden kann. Nach erster Anleitung kann das Kind sehr bald selbständig mit richtigem Fingerfasse tactweise seine Liedchen auf der Tisch-Klaviatur vorüber. Erst wenn hier völlige Sicherheit erlangt ist, darf es auf dem Klavier, — ohne Fehler! — weiter üben und dazu singen. Diese Art des mechanischen Spielens ist wirklich nur ein „Spiel“, denn es strengt das Köpfchen nicht mehr an, als jedes andere frobel'sche Beschäftigungs-Spiel, und es erweckt außerdem die Leichten, raschen und großen Erfolge Lust und Freude an der Musik; auch erzieht das stets richtige Spiel von früh an das Ohr.

Die „Volks-Klavierschule“ bildet, für den Selbstunterricht eingerichtet, den Ausgangspunkt zur Erlernung des Klavierspiels für Erwachsene. Auch in dieser Schule wird die Rhythmik, außer durch die üblichen Zeitwertzeichen, in erster Linie durch das Gehör, mittelst des beigebrudten Textes, an einer größeren Zahl bekannter Volkslieder x. gelehrt.

Die „Große Ausgabe“ bildet den weiteren Lehrgang der „Volks-Klavierschule“, resp. den Beginn des Unterrichtes im Klavierspiels für Personen, welche gleichzeitig Theorie, Technik der Finger und practisches Klavierspiel betreiben und auch bald bedeutendere Musikstücke spielen wollen.

Namentlich unter Leitung eines geschickten Lehrers sind mittelst dieser Ausgabe schon in Monaten, insonderheit bei weniger für die Musik begabten Schülern, gute Erfolge zu erzielen.

Die Technik der Finger wird durch eine ganz neue, ungemein einfache, sehr schnell und, sogar bei den schwierigsten Händen, ganz sicher fördernde, systematische Finger-Gymnastik vorbereitet. Diese Finger-Gymnastik ist von Lindstädt lediglich in Hinblick auf das Klavierspiel aufgestellt worden. Irgend welche mechanische Hilfsmittel sind dabei verworfen. Die Grundlage ist die der schwedischen Heil-Gymnastik:

Widerstand leisten und Widerstand überwinden.

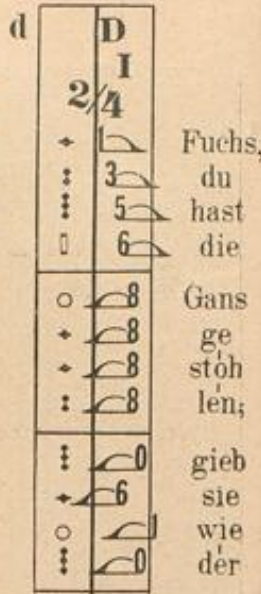
Diese „Klavier-Gymnastik“ hat in erster Linie die Ausbildung des vierten Fingers im Auge. Erst nachdem die Finger sich dem Willen des Spielers möglichst untergeordnet haben, beginnt die Finger-Technik auf dem Klavier und geht allmählig von selbst auf das Spiel über.

Die Rhythmik, nächst Auffassung und Vortrag der schwierigste Theil des Klavierspiels, wird gleichfalls mechanisch gelehrt. Die Zeitlängen der Töne werden im Lehrgange dem Schüler durch Raumlängen vorgeführt.

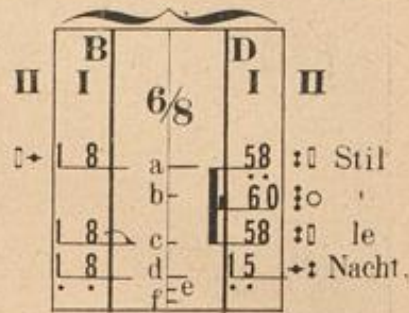
Die Theorie entwickelt sich durch das Zahlen-System außerordentlich einfach und für Jedermann leicht verständlich und erlernbar. Die sämtlichen Dur-Tonleitern z. B. sind in wenigen Minuten so erlernt, daß jeder Anfänger sie vollständig sicher bilden und ohne Noten spielen kann.

Die Schule enthält als Uebungsstücke Tänze, Volks- und Salon-Lieder, Märchen, wie den Torgauer u. A., Choräle, venetianische Gondellieder von Mendelssohn, Beethoven's As-moll-Trauermarsch u. c., Alles im Original-Sage. Ein Beispiel aus der großen Ausgabe sei hier angefügt, und zwar ein Tact aus F. Chopin's Sonate C-moll-Varghetto. Durch einen den Schulen beigegebenen, patentirten, sehr sinnreich konstruirten Notenübertrager läßt sich, in fast ganz mechanischer Weise,

selbst ohne Kenntniß des Fünflinien-Systems, jedes Musikstück auf eingerichtetes Notenpapier übertragen, sodas jedes im Fünflinien-System gedruckte Musikstück nach der Lindstädt'schen Methode gespielt werden kann. Eine Hand-Notendruckerei ermöglicht es, diese Uebersetzungen klar, deutlich und hübsch herzustellen, und ein eigener



Fuchs, du hast die Gans gestohlen; gib sie wieder



Stil le Nacht





„Transpositur“ gestattet die Uebertragung eines Musikstückes in eine andere Tonart in derselben überaus einfachen, schablonenmäßigen Weise.

Wir sind keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß die Gindstädt'sche Erfindung, die, — wie wir wissen, — sich der Anerkennung bedeutender Fach-Autoritäten erfreut, auch vielen Angriffen ausgesetzt sein wird. Wir enthalten uns deshalb absichtlich einer eingehenderen kritischen Beurtheilung dieser neuen Methode der Notenschrist, glauben aber im Interesse unserer Leserinnen zu handeln, wenn wir sie mit der eigenartigen Mechanisirung des Erlernens, der eine gründliche Durchbildung seitens eines geschulten Klavierlehrers natürlich immer folgen mußte, bekannt machen.

Nachdruck verboten.

### Hoher Besuch!

Auch ein Erlebnis. Von A. von Geroldsdorf.

**S**e. Excellenz, der Herr Divisions-Commandeur, wurden in der Garnison zur Besichtigung des Regiments erwartet. Die Spannung, die Laune der besonders Betheiligten, war den Umständen angemessen. Es war keine Kleinigkeit, die da vor sich gehen sollte, und Mancher konnte sich in seiner Stellung bedenklich erschüttert fühlen, wenn es vor sich gegangen war.

Der hohe Mann weilte bereits in unseren Mauern. Man hatte ihn empfangen, einen beinahe heiteren Abend im Casino mit ihm verbracht, man flüsternte, er sei eigentlich liebenswürdig, und die verbürgte Sage ging, daß er, wenn es seine Zeit erlaube, wahrscheinlich den Damen des Regiments seinen Besuch machen werde.

Wie liebenswürdig, — wie gnädig! — An dem Tage war sicher nicht eine Offiziersdame ausgegangen. Alle Salons waren geöffnet, alle etwaigen Möbeldecken abgenommen, alle Bürsten in Vivree, in der Nähe der Thür, auf die Möglichkeit hin, daß — Er kam. Es konnte ja nur günstig für den Offizier sein, wenn seine Damen und seine Häuslichkeit das Wohlwollen des Genathabers erregten. Was also war passender und richtiger, als daß man sich darum bemühte!

Ich gehörte mit zu den Offiziersdamen, und mir waren „unlere Carriere“, unlere Zukunftsaussichten auch nicht gleichgültig, — aber ach! ich muß zu meiner Beschämung gestehen, daß auch nicht ein Gedanke an das Ereigniß der Saison an diesem wichtigen Tage mein unmilitärisches Herz beunruhigte. Keinerlei passende Vorbereitung kam mir in den Sinn. Sogar der gewöhnlichen Bedienung hatte ich mich gedankenlos entäußert und den Diener mit irgend etwas Unnötigem meinem Garten auf den Kampfsplatz nachgeschickt. Dort stand er wahrscheinlich und amüsierte sich. Nur Lindener in der Drillschjacke lehnte an den Worten des Stalles.

Mein Mann war seit sechs Uhr im Dienste abwesend und pflegte an solchen Tagen der Besichtigung mit den Offizieren zu essen.

In Toilette konnte man mich von zwölf Uhr ab stets finden. „ganz gleich, wer da kam,“ — wie die Frau Oberst einst tabelnd bemerkte. Aber in allem Uebrigen gab ich mich an heutigen Tage einer ganz besonders zwanglosen Gemüthslichkeit hin. Ich war noch sehr jung (als mein Sohn geboren wurde, sagte unter Oberst: „Da hat nun ein Kind das andere bekommen“) — und hatte aus meiner Kinderzeit eine Vorliebe bewahrt für süße Milchsuppe, — „Maderlieben“ nannten wir sie, — und Butterbrod dazu. Aus diesen entzückenden Speisen hatte ich mir mein heutiges Diner bereiten lassen, das ich in unserem reizenden, kleinen Eßsaal einnahm. Dieser Raum hatte eine Glashür, die auf eine Terrasse und in den kleinen Garten an der Vorderseite des Häuschens führte. Die große Hausthür befand sich an der Siebelsseite, den Eßsaal aber mußte Jeder passieren, der in den Salon wollte.

Da sah ich an dem jugend heißen Jubel gegen zwei Uhr Mittags und freute mich meines Lebens bei Milchsuppe und Butterbrod, wie eine kleine Schusterfrau am Sonntag, — ein dickes, der Hitze wegen fast gänzlich toiletteleoses Baby auf dem Schoße. Die Kinderfrau war, desselben kaum entledigt, spurlos verschwunden, was Jeder, der Kinderfrauen kennt, mit bereitwillig glauben wird.

Dieser Moment schien dem Schicksal geeignet, und es nahte mittelst einer Equipage des „Blauen Engels“.

Tapp, tapp kam es die Treppe herauf, und es zeigte sich zu meiner Rechten an der Glashür eine Uniform und ein Gesicht. Wir prüften uns einen Moment, — ich glaube verständnißlos, — und dann brach die ganze Julisonne in mein Gehirn. Ich eilte an die Glashür und machte der Uniform hastige Zeichen, die bedeuten sollten: „Um's Haus herum, wenn Sie die Güte haben wollen; hier ist zugegeschlossen und den Schlüssel habe ich verloren!“ Das Gesicht nickte und ging die Treppe hinunter, und am Fuße der Treppe sah ich auch „Ihn!“ — O Himmel! Er hielt den Helm in der Hand, stand barhäutig in meinem Garten unter zweiunddreißig Grad Sonnenhitze und trocknete sich die perlenden Tropfen von seiner erhabenen Stirne.

Nur Zeit gewinnen, dachte ich, während der Andere mit ihm um's Haus herumzog, sich einen möglichen Eingang zu suchen, den ich nicht vorhanden wußte, denn die Hausthür war nicht von außen zu öffnen; Klingeln konnte aber Niemand hören, da außer mir und dem Baby eben Niemand da war. Aber das war ja auch mein Zweck, daß „Er“ für's Erste nicht her ein konnte. Inzwischen schien jedoch Lindener entdeckt worden zu sein, denn er erschien und meldete mit dem üblichen Ausrufertone: „Se. Excellenz, der Herr General von Kessel!“

Das Erste und Nothwendigste war bald geschehen: Ich raffte, nachdem ich das mehr als erstaunte Kind auf die Erde gesetzt, die vier Rippen des Tischstückes mit der Suppenschüssel, der Butter, dem Brode und allem Zubehör zusammen und übergab das Bündel Lindener: „Nach, in die Schlafstube auf die Erde!“ Er verschwand damit und ich folgte mit dem Baby, unklüßig, ob ich es, um es vor wahrscheinlichen Selbstmorde zu bewahren, in die Kommode oder in den Kleiderschrank zu schließen sollte. Ich entschied mich glücklicher Weise für sein Schließen mit den hohen Wänden, die ihm das Uebersteigen, wenn ich alle Betten herausnahm, unmöglich machte. Da sah es auf der kalten Matratze, wie in einem Brunnen, und draußen stand wahrscheinlich Se. Excellenz in derselben Höhe mit dem Helm in der Hand und suchte Eingang. Lindener war auf meinen Befehl hinausgestreift, den irreführten Halb-

gott der Garnison wieder zurück an die Glashür zu leiten. — Damit aber begnügte ich mich nicht, sondern slog hinaus und holte den „Lieben Gast“ eigenhändig herein; er bot mir den Arm, und so endlich vereint, stiegen wir die Treppe zur geöffneten Festung hinauf.

Die andere Uniform, die vergebens versuchte, mir Höflichkeit zu erweisen, bemerkte ich in meinem begreiflichen Seelenzustande gar nicht, bis endlich der General die bis jetzt unterliebene Vorstellung nachholte und mir den Adjutanten Lieutenant von D. vorstellte, der die ganze Zeit über leise vor sich hin lächelte, — krampfhaft bemüht, wie mir vorkam, kein unauslöschliches Gelächter erschallen zu lassen.

Und der General schien sich zu amüsiren, er war außerordentlich liebenswürdig, — ich kann sagen herzlich, — und blieb in lebhaftem Gespräch so lange, daß er zwei noch übrige Besuche ausgeben mußte, weil er seine Zeit bei mir „zu angenehm“, wie er sagte, völlig verbraucht hatte. Ich weiß nicht, ob er die auf dem Poche zugebrachte mit dazu rechnete.

Der Adjutant machte mir eine tiefe Verbeugung, und in Erinnerung an meine anfängliche Vernachlässigung drückte ich ihm herzlich die Hand. Er sah mir mit einem Blick in die Augen, der nur sagen konnte: „Ich begreife Alles.“

Als mein Mann Abends nach Hause kam, meinte er nur entzückt: „Du, dem General hat's aber bei uns gefallen!“ —

Nachdruck verboten.

### Practische Winke für die Reise.



**Loblied des Plaids.** — Leider ist mir die Gabe der Sangeskunst verweigert worden, sonst würde ich ganz gewiß eine feurige Ode auf den Plaid, dieses unentbehrlichste aller Reise-Ausrüstungsstücke anstimmen. In der That, verehrte Mitschwester, die Ihr Euch zur Sommerreise rüftet, — sei es, wohin es immer sei, — vergeßt nie Euer Plaid! Er erhebt Euch eine Unlast anderer Kleidungsstücke, mit denen Ihr Euch sonst zu schleppen habt, er schützt Euch vor Regen, Kälte, Wind und Sonne, dient Euch als Schlafdecke oder als Unterlage, als Umhang oder als Fußpad, — kurz, er ist in Wahrheit ein Universal-Kleidungsstück. Natürlich darf man sich nicht einen billigen und leicht zerreißenbaren Plaid kaufen, der gar nichts nützen würde, sondern man wähle einen Damenplaid aus feiner, aber starker Wolle und mit dichtem Gewebe; er muß groß genug sein, um eine mittlere Figur vollständig einzuhüllen, und nicht zu dick, damit er als Gepäck nicht belastet. Empfehlenswerth ist es, wenn eine Kabuze, die bei Wind und Wetter unentbehrlich ist und im Coupé die Schlafhaube ersetzt, gleich an den Plaid angehängt ist. Man kauft dergleichen in allen größeren Geschäften. Ich bin viel in der Welt umhergereist, sehr viel, und habe die Vorzüge des Plaids bei hundert Gelegenheiten kennen gelernt. Er hat mir in griechischen Gasthöfen, wo die Sauberkeit noch nicht ganz heimisch geworden, als Bettlaken, und an anderen Orten, wo ich keine Jalousien vorfand, als Fenster-Gardine gedient. Kunstreich mit Bindsäden verziert, habe ich ihn im Hochgebirge als Rucksack getragen und bei Partien auf Pferden und Raufeln ihn mir als Reitkleid um die Hüften drapirt; ich habe ihn als Polster und als Schlummerkissen benützt, — ja selbst als Handtuch und einmal sogar als Zeltdecke, als wir in glühender Sonnenhitze Raft machen mußten. Kurzum, er ist mir ein unentbehrlicher Begleiter gewesen, — und wenn ich alte, vielerfahrne Touristin meinen jüngeren Reisegefährtinnen einen Rath geben darf, so ist es der: zuerst einen practischen Plaid, — alles Uebrige darnach! — Bei dieser Gelegenheit seien auch die sogenannten Plaids oder Sicherheitsnabeln erwähnt, die man nie vergeße, bei sich zu führen, weil sie bei den vielerlei Benutzungsarten des Plaids Hülfsdienste leisten können. Frau v. Z. in Breslau.

**Vom Sonnenschirm.** — Ich bin im vorigen Jahre auf eine ganz gute Idee gekommen, — mir fällt manchmal so Etwas ein, — die ich Ihnen, verehrtester Herr Redacteur, zu Ruh und Frommen reisender Damen nicht vorenthalten möchte. Patent habe ich auf meine Erfindung nicht genommen, ich schenke der Welt meine Idee! Also: Ich habe mir einen Sonnenschirm nach eigener Angabe fertigen lassen. Er besteht aus einem, bis zu den Hüften reichenden Stöck aus sehr festem Holze und mit derber Krücke. Dieser Stöck hat oben und unten zwei Scharniere, mittels welcher er sich umlegen läßt, sobald man den Schirm eventuell auch in den Koffer packen oder in das Plaid-Packet einschnüren kann. Das obere Scharnier ermöglicht es zudem, nach Art der früher in Mode gewesen „Sonnenschirme“, das geöffnete Schirmdach seitlich zu verstellen, ein Vortheil, der beim Malen, Lesen und Schreiben im Freien nicht zu unterschätzen ist. Die Innenstäbe bestehen aus starkem Stahl, sobald ein Umfalten des Schirmdaches auch bei heftigen Winden unmöglich ist. Das Schirmdach selbst ist ziemlich groß, aus fester dunkler Seide gefertigt und leicht gefüttert. Am unteren Ende des Stöckes befindet sich eine Eisenrippe, sobald ich meinen Schirm außer als Schirm gegen die Sonne, Wind und Regen, außer als Paravent und Spazierstock, auch noch als Krücke beim Bergsteigen benutzen kann. Alice B. in Z.



Nachdruck verboten.

**Ein Kleeblatt.** Von Clara Walthers. Siehe das Bild, Seite 68. — Sie haben viel zu thun, die drei Kleinen, — sie strecken gewaltig in der Arbeit. Freilich hat mensa zu decliniren und sich zudem noch in die Geheimnisse von avoir und être zu vertiefen, — das ist eine schwierige Sache, die mit Bedacht und Sorgfalt ausgeführt sein will. Tief über das Schreibheft gebeugt, läßt er die Feder über das Papier gleiten: mensa, mensae, mensae — wie geht's nur gleich weiter? . . . Rätchen möchte ihm so gern helfen, — warum lernen denn nicht auch die kleinen Mädchen Lateinisch? Rätchen hat überhaupt noch nicht viel gelernt, aber dem Allerkleinsten gegenüber kommt sie sich doch schon recht wichtig vor. Und dies Allerkleinste möchte auch sein Theil haben an der allgemeinen Gelehrsamkeit; es ist auf einen Sessel geklettert, hat sich ein altes Bilderbuch geholt und frögelt mit dem Bleistifte Bräuerchens allerhand mystische Zeichen auf die leeren Ränder. Nun ist das Kleeblatt vollständig. Welch' gelehrte kleine Gesellschaft!

**Griechischer Sänger.** Von S. Glücklich. Siehe das Bild, Seite 69. — Im goldenen Zeitalter ist's. Aeschylos, Sophokles und Euripides haben sich Ruhmestränze geholt, und durch ganz Hellas klingen die Verse Agathos und die Melodien des Melanippides. Da ist eines Tages zur Dämmerstunde ein fahrender Sänger in das Haus der schönen Chloë eingelebt und gastlich aufgenommen worden. Durch Speise und Trank erfrischt, greift er zur Geier, um seiner holden Wirthin und ihrem anmuthigen Schwesterlein, dessen flinke weiße Hände ihn so freundlich bedient haben, den Dank abzustatten, den allein er zu geben vermag: den Dank des Sängers. Traumbhaft leise klingen die ersten Accorde durch die Halle, und dann erhebt sich die Stimme des Jünglings und erzählt in schwingvollen Rhythmen von großen Tagen der Vergangenheit und preist das Lob der Frauen, die den Krieger begeistern und ihm den Vorbeer um die Stirn flechten, und die den Siegeskränzten dann heimführen zu den Penaten und zum Altar des Hauses. Und wie er den Frauen Rhythmen singt, da leuchtet das Auge des Jünglings auf, und weicher und süßer strömt es von den berebten Lippen. . . . Rätche aber, der Chloë Schwester, schmiegt sich erlösend an die Kettete an, denn sie hat wohl bemerkt, wie des Sängers leuchtender Blick mit seltsamem Ausdruck ihre Bänge durchforscht, — und ein wunderbares, unbekanntes Gefühl durchströmt plötzlich ihr Herz. Ist das die Macht der Musik? —



Nachdruck verboten.

**Material und Arbeit in der Juwelier-Kunst.** — Wenn man die Geschichte der Juwelier-Kunst, der Kunst des Goldschmieds in Bezug auf Schmudgegenstände, verfolgt, so erscheint sie wie ein fortgesetzter Kampf zwischen der Arbeit einerseits und dem Material, nämlich Gold und Edelsteinen, andererseits. Es giebt Zeiten, in denen die Arbeit bei Weitem vor dem Werthe des Materials den Vorrang hatte, und andere, in denen sie hinter diesem völlig zurücktritt. Jenes war auf's Keuferste in der antiken Kunst der Fall und nicht bloß in der Epoche ihrer höchsten klassischen Entfaltung, sondern schon in jenen frühen und frühesten Zeiten, deren Art und Leistungsfähigkeit auf dem Gebiete der Goldschmiede-Kunst uns erst die Ausgrabungen und Funde Schliemann's erschlossen haben. So bedeutend an Menge der goldene Schmud aus den Königsgräbern von Mykenä zu Tage getreten, so erkennt man doch, trotz der gegenwärtigen Zerföhrung, daß die Arbeit den Werth des Materials überwog. Und ebenso ist es bei dem cyprischen Schmud, den gleichfalls die Ausgrabungen an das Licht gebracht haben. Nun aber die edlen Arbeiten, wie sie die schmudliebenden Etrüster und dann die vollendete Kunst der Griechen geschaffen haben! Welche Sparjamkeit mit dem Materiale, und welche Feinheit und Vollkommenheit der Arbeit! Die zierlich gewundenen Fäden des Filigrans, das unachahmlich feine Korn, welches in sammetartiger Weiße die Flächen bedeckt, die schönen Formen, der Reichthum der Erfindung in der Composition, die Verzierung mit Figürchen und farbigen Email, das alles macht den etruskischen und griechischen Schmud technisch zu Meisterwerken der Goldschmiede-Kunst, bei denen man den Werth des Materials vergißt und nicht daran denkt, daß ihm die kostbaren Edelsteine fehlen. Auch diese, die Steine, waren dem Griechen nicht an sich ein Schmud oder ein Werth, er mußte erst seine minutösen Figürchen in sie einbringen.

Mit dem Sinken dieser Kunstübungen aber, in der Spätzeit des römischen Kaiserreiches und in den ersten Jahrhunderten des byzantinischen Reiches, ändert sich das. In dem Maße, wie man die feine Arbeit verlernt, gewinnt das harte Gold an Werth und neben ihm der Besatz mit Edelsteinen. Zu Letztem dient die Masse der aus besseren Zeiten vorhandenen geschnittenen Steine, aber nicht, weil in ihrer Gravirung selbst ein Kunstwerk erhalten ist, sondern weil sie als Steine glänzen und geschätzt werden. Und wenn das bei den Byzantinern der Fall ist, bei denen nach orientalischer Art alles von Kopf zu Fuß, Kleidung und Schmud, von Gold erglänzte, was war gleichzeitig von den Barbaren des Westens zu erwarten, welche Jahrhunderte brauchten, sich zu einer neuen Cultur emporzuschwingen! Zu keiner Zeit war das Gold mehr geschätzt als in der Zeit der Merowinger und Karolinger; es spielt gleicherweise in Leben, Sage und Dichtung eine Rolle; was aber erhalten ist, zeugt technisch wie künstlerisch von gleicher Unvollkommenheit. Nur das „rothe Gold“ erfreut sich des Beifalles und wird mit Eifer verlangt.

Von hier aus mußte sich die Schätzung seiner Arbeit erst wieder erheben. Die Geschichte der Goldschmiede-Kunst im Mittelalter zeigt das Streben, vom Werthe des Materials wieder zur Schätzung der Arbeit zu gelangen. Während im Zeitalter der Karolinger noch das Material Alles war, die Arbeit nichts, übertraf im fünfzehnten Jahrhundert die letztere schon vielfach den Werth des Goldes und der verwendeten Steine. Schon in der romanischen Epoche deutet das mit Vollkommenheit geübte Grabenschnitz auf vergoldetem Kupfer einen Fortschritt auf dem genannten Wege an. Dann treten die feineren Kunstschmiedwerke wieder auf, das translucide Email auf Silbergrund, das Niello, das mit seiner glänzenden Schwärze auf der Silberplatte eine so feine Wirkung macht,



der figurliche, getriebene oder gegossene und ciselirte Schmuck, Alles in Verbindung mit der Vollkommenheit der Zeichnung und der Modellirung, wie sie das fünfzehnte Jahrhundert endlich wieder erreicht hatte.

Die Juwelier-Kunst der Renaissance geht nun wieder so ziemlich denselben Weg in den Schmuckarbeiten, wie die Goldschmiedekunst der Antike: Sparsamkeit im Golde, zierliche, oft sehr complicirte Composition, mit durchbrochenen Ornamenten, getriebenes Relief und dabei mit Email umflossene Figuren, einzeln oder in Darstellungen religiöser wie weltlicher Art. Der Geschmack im Detail ist freilich derjenige der Renaissance und nicht der antiken Zeit. Was aber insbesondere den Schmuck der Renaissance von dem antiken unterscheidet, das ist die reichliche Verwendung von Steinen und Perlen, nicht in Masse, sondern in richtiger Unterordnung unter den Gesamteindruck.

Aber gerade von dieser Eigenthümlichkeit, von der neuen und richtigen Verwendung der Steine, ging die Kunst des Juweliers auch wieder nach der Gegenseite über, nach der übertriebenen, fast alleinigen Werthschätzung des Materials, insbesondere der Steine. Die antike Welt hatte die Steine gravirt und so ein Kunstwerk daraus gemacht, das Mittelalter hatte sie gerundet (mügelich) geschliffen und polirt, eine Weise, welche es nicht ermöglichte, die Strahlen, das innere Feuer aus dem Steine herauszulassen. Dies war erst dem fünfzehnten Jahrhundert vorbehalten, als die Schleifung in Facetten und Krystall-Formen erfunden und allgemein in die Juwelier-Kunst eingeführt wurde. Da erst war es der Diamant, der, bis dahin hinter dem Rubin an dem zweiten Platze stehend, nunmehr als Brillant an die erste Stelle rückte und alsbald zur höchsten Schätzung gelangte, alle anderen Edelsteine weit hinter sich lassend. Die Folge war, daß er auch die erste Stelle in der Kunst einnahm, in derselben selbständig wurde und vorzugsweise nur mit seines Gleichen zum Schmucke zusammentrat. In der Zeit Benedetto Cellini's hatte man ihm zur Erhöhung seiner Farbenwirkung noch Jolie gegeben; im sechszehnten Jahrhundert lernte man ihn à jour fassen und befestigte ihn in ein durchbrochenes, goldenes oder häufiger silbernes Gerippe, um jede fremdartige Farbe abzuhalten, denn auch das Gold konnte seine Reinheit schädigen. Diesem Brillantschmuck gab man dann verschiedene, meist ihm ganz fremde Formen, wie Bänder, Schleifen, Blumen, Kassetten.

Unter dieser neuen Schätzung der Steine sank gleichzeitig die künstlerische Arbeit der Schmuck-Gegenstände überhaupt, doch nur langsam, denn auch das achtzehnte Jahrhundert übte noch die feinste und vollkommenste Arbeit in mancherlei Technik, zumal in Email, das weniger auf dem eigentlichen Schmuck, doch reichlich auf Uhren, Dosen, Etuis und dergleichen Gegenständen angewendet wurde. Daneben begann aber auch das Gold sich zu emancipiren, und wie der Diamant selbständig geworden war, so löste sich auch der goldene Schmuck von aller weiteren Verzierung ab. Auch das hatte sein Recht gehabt, wenn der Schmuck damit nicht zugleich aller künstlerischen Arbeit entsaugt hätte, sodas gegen die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts nur das blos Gold in schwerer Masse geschätzt wurde. Trat der Stein mit den plumpen Formen in Verbindung, so war er vereinzelt, möglichst groß und kostbar nach seinem Goldwerthe, roh und ungeschliffen auf dem Golde angebracht. Die Juwelier-Kunst hatte also wieder die Gegenseite, die alleinige Schätzung ihres Materials, erreicht.

Die Aufgabe der Gegenwart, die angestrebte Reform des Schmuckes und die erneuerte Ausbildung des Kunstgewerbes, besteht also auf diesem speziellen Gebiete darin, den Schmuck wieder zur Kunst zurückzuführen, ihm mit Hilfe verschiedener Verfahren verbesserter und bisher außer Uebung gekommener Techniken neuen und edlen Reiz zu geben, und dabei auch die Edelsteine (fügen wir auch die Perlen hinzu, welche einen ähnlichen Weg gegangen waren) mit ihrer durch den krystallinischen Schluß neu gewonnenen Wirkung in kunstgerechte Verbindung zu bringen. Den Anfang auf diesem Wege haben in glücklicher Weise die Nachbildungen antiken Goldschmuckes gemacht, welche durch Costellani in Rom begonnen wurden. Obwohl keineswegs zur Höhe allgemeinen Schmuckes gekommen, haben sie doch die Goldschmiede wieder zur feinsten Arbeit gezwungen und wurden ihnen so zu einer überaus nützlichen Schule. Auch die einzelnen verzierenden Techniken früherer Zeit sind alle wieder gelernt und in erneuerte Uebung gebracht worden, es fehlt nur noch, — von mannigfachen gelungenen Versuchen abgesehen, — sie mit einander in gemeinsame künstlerische Wirkung zu setzen und den so gestalteten, durch Composition, Farbe, Glanz gleich ausgezeichneten Schmuck auch in Geschmack und Mode zu bringen. Von diesem Ziele, scheint es, sind wir noch ziemlich weit entfernt, doch ist es klar und bestimmt vorhanden und wird hoffentlich auch erreicht werden.

Jakob von Falke.



Nachdruck verboten.

**Von der Erdbeere.** — Ein großer Verehrer der Erdbeerfrucht war Ludwig XIV. Während des ganzen Jahres durfte sie auf seiner Tafel nicht fehlen. Seine Gärtner waren daher nicht allein bemüht, die besten Sorten zu erhalten, sondern bestreben sich auch, diese noch wesentlich durch eine geschickte Cultur zu verbessern. Bekannt waren damals hauptsächlich nur die rothen, die weißen, die Wald- und die Mojosus-Erdbeeren. Im Jahre 1712 fand ein gewisser Frezier am Fuße der Cordilleren die, nach ihrer Heimat benannte Chili-Erdbeere, welche zuerst in Brest mit gutem Erfolge angebaut wurde. Einige Jahre später fand Lamuy die Erdbeere ohne Ausläufer in einem Gehölze bei Laxal. Und endlich, last not least, brachte man im Jahre 1767 die Ananas-Erdbeere aus Surinam zu uns nach Europa, welche an Größe und Werth alle anderen Sorten beträchtlich übertraf und noch heutigen Tages den wichtigsten Bestand aller unserer Erdbeer-Pflanzungen ausmacht.

Zu ihrem Gedeihen verlangt die Erdbeere eine freie, vor trockenem Winden geschützte Lage und einen lockeren nahrhaften, etwas lehmigen Boden. Um einen leichten, sandigen Boden für die Erdbeer-Cultur geeignet zu machen, nimmt man, wenn möglich, alten, verwitterten Baulehm oder auch fruchtbaren, nicht zu leichten Leichschlamm, welcher 3 bis 4 Zoll hoch aufgetragen, mit gutem Kuhdünger vermischt, untergegraben wird.

Die geeignetste Zeit zur Anlage der Erdbeer-Beete ist der Sommer und das Frühjahr. Die späte Herbstpflanzung ist namentlich auf schwerem Boden nicht zu empfehlen. Als Pflanzmaterial verwende man nur junge Ausläufer von demselben Jahre, welche reichlich bewurzelt und möglichst von gleicher Stärke sind.

Die Beete macht man in der Regel 1 Meter und die dazwischen

liegenden Strige 60 Cent. breit und bringt auf jedes Beet 2 Reihen, welche je 27 Cent. von den Ranten entfernt sind. In den Reihen giebt man den Pflanzen, je nach Stärke ihres Wachstums, 40 bis 60 Cent. Entfernung. Am weitesten pflanzt man die großfrüchtigen, am engsten die Monats-Erdbeeren. Ein zu dichtes Pflanzen beeinträchtigt die Qualität der Früchte.

Während des Pflanzens achte man darauf, daß die Wurzeln nicht zusammengeballt, sondern sorgfältig nach allen Richtungen hin ausgebreitet werden. Bei den jungen Pflanzen ist ein tägliches Begießen bei trockenem Wetter solange zu wiederholen, bis sie angewachsen sind, worauf man die Beete mit kurzem Dünger bedeckt. Während des nächstfolgenden Jahres hat man die Beete von Unkraut rein zu halten und im Sommer den Boden öfter aufzulockern. In der Haupt-vegetationszeit, wie vor und nach der Blüthe, ist ein öfteres Begießen bei trockenem Wetter unbedingt erforderlich, um schöne und vollkommene Früchte zu erzielen. Auch ein Düngerguß wird zu dieser Zeit sehr gut wirken.

Damit die Früchte, durch die Beschattung eines Plagregens nicht ungenießbar gemacht werden, und damit die Feuchtigkeit im Boden erhalten bleibt, bedeckt man vor Eintritt der Blüthezeit die Beete mit einer dünnen Schicht Sägepäne, grobgeschuittem Häfel, Moos, Stroh u. dgl. Viele Erdbeer-Züchter nehmen den jungen Pflanzen im Laufe des ersten Jahres alle Blüthen, um sie mehr zu kräftigen. Das fortwährende Abbrechen der Ausläufer ist den Stöcken schädlich. Diese Arbeit ist daher nur zu geeigneten Zeitpunkten vorzunehmen, etwa Ende August oder Anfang September, da dann die Stöcke nicht mehr durch das Abbrechen allzu sehr zum neuen Ausstreben gereizt werden. Zum Schutze der Stöcke gegen Kälte bedeckt man die Beete im Herbst mit zerfehtem Dünger oder Laub. Einjährige Pflanzen vertragen eine größere Kälte als zweijährige und diese wieder eine größere als dreijährige. Im Frühjahr wird der Düng von den Beeten entfernt oder vorsichtig untergegraben, die Pflanzen werden von abgestorbenen Blättern gesäubert und die Beekanten neu hergestellt. Länger als 3 Jahre giebt eine Erdbeer-Pflanzung keine günstigen Erträge. Da die Wurzeln der Erdbeere bis zwei Fuß tief in den Boden dringen, so muß derselbe bei einer Neu-Anlage bis zu dieser Tiefe rajolt und gedüngt werden.

Ad. von Drathen.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Fragen.**

**Marderpelz.** — Wie entfernt man Fettsflecke aus einem Marderpelz? **Valentina G. — Pola.**

**Efiggurken.** — Was giebt den Efiggurken die schöne grüne Farbe? Die meinen werden, sobald der kalte Weineisig darauf gegossen ist, gelb. **Frau Fr. in W. am Zürichsee.**

**Frische Heringe.** — Es giebt jetzt auf den Märkten so viele billige und gute „frische Heringe“; ist es nicht möglich, dieselben anders zu bereiten, als sie zu braten und zu marinieren? Giebt es kein Rezept, dieselben als „Fisch-Gericht“ auf den Tisch zu bringen?

**Mittel gegen Ratten.** — Kann mir Jemand ein Mittel angeben, Ratten in einem Stadthause zu vertreiben, ohne daß man dabei Gefahr läuft, daß todt Ratten die Luft im Hause insciriren. **Abonnetin in St. Petersburg.**

**Alabaster-Uhren.** — Wie reinigt man alte, weiße Alabaster-Uhren. **Frau J. in Kostod.**

**Antworten.**

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

**Wildpastete (40).** — Ich kann hier mit Rezepten dienen, die in Deutschland und in Oesterreich fast ganz unbekannt sind, und deren man sich in Frankreich und insbesondere in der französischen Schweiz bedient, um aus Wild, — eventuell auch aus Bratenabfällen, — eine sehr schmackhafte, picante Speise herzustellen. Zur Bereitung einer Wildpastete benutzt man in der Regel das sogenannte „Junge“ vom Hasen; nachdem dasselbe einige Tage in der Beize gelegen hat, löst man das Fleisch von den Knochen und wiegt es mit einer Zuthat von 150 Gr. Speck, etwas Zwiebel, Thymian, Petersilie, Majoran und vielleicht auch einer Trüffel möglichst fein zusammen, oder stößt es in einem Mörser, und drückt sodann das Ganze durch ein Sieb. Nun wird Butter oder auch Bratenfett in der ungefähren Größe eines Hühnerettes heiß gemacht, und das passirte Fleisch hineingegeben und geröstet. Gleichzeitig schlägt man 3 bis 4 Dotter hinein, rührt das Ganze gut durch, salzt es und giebt etwa eine Messerspitze voll Pfeffer dazu. Sodann legt man eine Terrine mit Speckschneiden aus, füllt sie theilweise mit der Masse, bedeckt diese mit einer dünnen Specklage und in flache Scheiben geschnittene Trüffeln, darauf wieder Masse und so fort, bis die Terrine gefüllt ist. Zum Schluß wird noch eine Lage Speck darüber gegeben, die Terrine mit dem gut passenden Deckel geschlossen, mit Pergament-Papier solid verbunden und dann in ein Gefäß mit siedendem Wasser gestellt, in dem sie eine Stunde kochen muß.

Ein zweites Verfahren ist in der französischen Schweiz unter dem Namen „Croustade“ üblich, wozu Wild- oder Bratenabfälle in folgender Weise verwendet werden: Man hackt das Fleisch sehr fein mit einem Zusatz von Thymian, salzt und pfeffert es, läßt sodann in heißer Butter Petersilie und etwas Zwiebel anbräuen, giebt die Masse hinein und röstet sie. Gleichzeitig schlägt man ein kleines Ei dazu, mengt drei Löffel sauren Rahm bei und den Saft von einer Citrone. Das Ganze darf nur kurze Zeit geröstet werden, damit es nicht zu sehr verkocht.

Der Teig, in welchen man das fertige Hacke füllt, wird auf folgende Art bereitet: Man nehme 80 Gr. Mehl, salze es ein wenig und walle es mit 50 Gr. Butter gut unter einander, menge noch die Hälfte eines Eies und einen Löffel saureren Rahm dazu und arbeite es zu einem glatten Teige sorgfältig durch.

Dieser Teig wird nun wie der sogenannte Butterteig zu einem schmalen, länglichen Stücke ausgewallt, etwa fünfmal über einander vorsichtig zusammengelegt und in ein Tuch eingeschlagen, in dem man ihn eine halbe Stunde oder auch länger rösten läßt. Sodann wird der Teig bis zur Stärke eines Messerrückens ausgewallt, eine Casterole mit Butter oder Fett bestrichen, mit dem Teig ausgelegt, in diesen das hackirte Fleisch gefüllt und über dasselbe der Teig oben zusammengeschlagen. Hierbei ist zu beachten, daß die Teig-Enden nicht über einander greifen dürfen, doch sollen auch keine Zwischenräume entstehen. Um die Speise appetitlicher zu machen, wird dieselbe noch mit Ei bestrichen.

Eine halbe Stunde vor dem Speisen stelle man das Ganze in's Rohr zum Backen; serviren kann man diese sehr schmackhafte Pastete sowohl kalt, wie auch warm, doch wird meist Letzteres vorgezogen.

Ich habe beide Arten des Verfahrens seit einer Reihe von Jahren in meiner Haushaltung erprobt und stets haben sich beide des ungetheilten Beifalles meiner Gäste zu erfreuen gehabt.

Fanny E., geb. Baronin E. in J.

**Rathschläge.**

**Paprika-Hühner.** — Junge Hühner werden in bekannter Weise zubereitet und so aus den Knochen gelöst, daß man von jedem 2 Reuten und, je nach der Größe, 2—4 Bruststücke erhält. Diese werden mit Salz und Cayenne-Pfeffer (Paprika) eingerieben, mit einem Stück Butter und einer Zwiebel in eine passende Kasserole gethan und müssen, zugedeckt, langsam dämpfen, bis sie weich sind; auch vergesse man nicht, zuletzt die Lebern hinzuzuthun, die, um nicht hart zu werden, nur ganz kurze Zeit braten dürfen. Nun giebt man, nachdem die Zwiebel herausgenommen wurde, ¼ Liter bide, saure Sahne hinzu, schwenkt gut um, läßt die Hühner noch einige Minuten schmoren und schärft, wenn nothwendig, die Sauce mit Salz und Pfeffer ab. Für den, der Paprika noch nicht brachte, ist Vorsicht in der Anwendung zu empfehlen, es genügt, — je nach der verschiedenen Schärfe, — meist eine kleine Prise. Die Hühner dürfen nur kräftig, nicht beißend schmecken.

**Zur Fußbekleidung der Kinder.** — Mit Freuden habe ich die Worte des Herrn Dr. Dornblüth in diesem Blatte bezüglich der Fußbekleidung der Kinder und des kalten Waschens der Füße gelesen. Es wäre wünschenswerth, alle deutschen Mütter beachteten dieselben. Im Anschlusse hieran möchte ich aber einen Vorschlag machen, dessen Befolgung für die Kinder ebenso heilsam wie angenehm wäre. Das Beispiel der Landskinder beweist uns, wie gesund das Barfußgehen ist (auch sind ja schon zahlreiche Gelehrte dafür eingetreten: Lode, Dr. Rommendinger, Knapp, Kübler etc.), und wer nur einige Male den Versuch gemacht hat, wird sich selbst überzeugt haben, wie erfrischend und wohltätig dies auf den ganzen Körper wirkt. Schließlich möchte man die unbedeutenen Stämpfe und Schuhe gar nicht mehr anziehen. Nun würde es aus mancherlei Gründen aber kaum möglich sein, unsere Stadtkinder anderswo, als im Zimmer, dieser gefunden Annehmlichkeit theilhaftig werden zu lassen; und darum sei der vermittelnde Vorschlag gemacht: den Kindern Sommers im freien Sandalen anzulegen (im Zimmer könnten sie dieselben ständig tragen). Dieselben würden dem Fuße Gelegenheit geben, sich naturgemäß zu entwickeln, sich an die frische Luft zu gewöhnen und dadurch abgehärtet zu werden, sodas die Kinder für Erkältungen viel unzugänglicher würden. Man läßt die Kinder oft mit „nackten Beinen“ gehen, weshalb also nicht auch mit bloßen Füßen, wenn die Sohle nur gegen Risse und Verletzungen geschützt ist? Wie nützlich wäre eine solche Tracht z. B. am Meeresstrande, wo sich die Kinder ewig nasse Schuhe und Strümpfe holen. Die Seebäder und Sommerfrischen sind die Orte, den Versuch der Einführung dieser Tracht zu machen. Wer gesunde und kräftige Kinder erziehen will, sollte ihn nicht unterlassen. Nur ein wenig Rath zum Anfang, und Viele werden dem guten Beispiele zum Besten und zur Freude der Kinder folgen. Jeder Schuhmacher stellt aus Kork oder Leder solche Sandalen her, nur müssen sie nach dem auf den Boden gestellten Fuße zugeschnitten werden. Ich bitte alle Freunde einer naturgemäßen Kindererziehung, diesen Vorschlag durch die That und Empfehlung zu unterstützen. **Dr. C. B.**



Stickerahmen.

Zum Halt des Stickerahmens ist ein Ständer, an dem sich bequem sitzen und arbeiten läßt, nicht nur höchst angenehm, sondern auch aus Gesundheitsrückichten sehr zu empfehlen. Unsere heutige Vorlage hat in den Kreisen ihres Erfinders, Herrn Professor Gauymann in Dettau, Steiermark, so großen Anklang gefunden, daß wir nicht zögern, unsere Leserrinnen damit bekannt zu machen. Der Ständer besteht aus zwei, je 95 Cent. hohen, durch eine Leiste verbundenen Füßen, an denen rechts und links mittelst Stahlschrauben eine bewegliche Stütze angebracht ist. Diese läßt sich je nach Bequemlichkeit und nach der Länge des Stickerahmens höher und tiefer stellen. Auch ein sehr einfaches Besepult verdamen wir Herrn Professor Gauymann. Dasselbe verlangt drei starke Carton- oder dünne Holzplatten von etwa 32 Cent. Länge, 8 bis 10 Cent. Breite, welche durch Bänder wie die Deckel eines Portefeuilles zusammengebunden werden. Die Flächen kann man mit leichter Malerei, farbigem Holzbrand, Nagelarbeit etc. sehr hübsch verzieren. **M. St.**



Besepult.